DIE INFO

115 2-2015

INFORMATIONEN FÜR DIE PASTORALE PRAXIS

DIE ORDEN ALS ANDERSORTE

ERZBISTUM BERLIN

WO GLAUBEN RAUM GEWINNT

1 VORWORT
Uta Raabe

2 DIE ORDEN IM ERZBISTUM BERLIN
ZWISCHEN ÜBERALTERUNG UND NEUAUFBRÜCHEN
Alfred Herrmann

8 DIE EVANGELISCHEN RÄTE SOLLEN UNS FREIHEIT SCHENKEN
Interview mit der Missionsärztlichen Schwester Michaela Bank

12 »WIR BEFINDEN UNS IN EINER GENERALUMSTELLUNG«
Interview mit Benediktinerpater Elmar Salmann

14 »LEBEN« IST EIN ANDERES WORT FÜR »GOTT«
Schwester Margit Forster kämpft in Berlin gegen moderne Sklaverei
Walter Plümpe

16 KARMEL REGINA MARTYRUM
Schwester Mirjam Fuchs

18 EIN OBDACH FÜR DIE SEELE
Reportage über Jesuitenpater Christian Herwartz
Martin Liebig

24 MAXIMALE PARTIZIPATION
Erfahrungen, Lerninhalte und Zusammenhänge
der ersten pastoralen Lernreise auf die Philippinen
Vera Krause

32 AUF DEM WEG IN DIE ENTWICKLUNGSPHASE
Alfred Herrmann

35 CARITAS – BERATUNG IM LÄNDLICHEN RAUM
Fachtagungsteilnehmer zogen Bilanz zum CariMobil
Anja Goritzka

37 ERINNERUNGSKULTUR UND GEDENKSTÄTTENARBEIT
Pfarrer Lutz Nehk

39 DIE CHRISTI HIMMEL-WALL-FAHRT
Stephanie Kaune und Matthias Rehder

43 URLAUB FÜR DIE SEELE
Tourismuspastoral in Binz und Zingst
Carla Böhnstedt

46 BISTUMSWALLFAHRT NACH ROM

47 BUCHBESPRECHUNG
Hans-Joachim Meyer: In keiner Schublade.
Erfahrungen im geteilten und vereinten Deutschland

Zusatzmaterial zum Internationalen Kunstprojekt
»Before I die« in Berlin finden Sie im Internet unter
www.erzbistumberlin.de/informationen/

Herausgegeben vom Dezernat II – Seelsorge des Erzbischöflichen Ordinariats Berlin
Postfach 04 04 06 · 10062 Berlin · Tel.: 030 32684-526 · Fax: 030 32684-7526
kategoriale.seelsorge@erzbistumberlin.de
Verantwortlich: Uta Raabe · Redaktion: Hermann Fränkert-Fechter, Petra Wiederhöft
Layout: Graphicteam Köln Bonn · Druck: Laserline Berlin

Uta Raabe

VORWORT

Liebe Leserin, lieber Leser,

Ordensfrauen und Ordensmänner gehören im Erzbistum Berlin nicht zum »Stadtbild« wie in anderen Metropolen. Und dennoch sind sie da, oft unscheinbar und doch wirkmächtig.

Gerade in Berlin gibt es viele Neuaufbrüche von Orden und geistlichen Gemeinschaften, die ein lebendiges Zeugnis davon geben, wie sie trotz kleiner werdender Zahl und »Überalterung« ein Zeichen des Neuaufbruchs setzen.

Foto: Walter Wetzler

Neben einem Einblick über die »Ordens-Landschaft« im Erzbistum erzählen Ordensfrauen und Ordensmänner von ihrem Leben, von der Leidenschaft ihrer Berufung und dem Wagnis, alte Pfade zu verlassen und neue Wege zu suchen, das heute zu leben, für das sie sich einst entschieden haben. Wie unterschiedlich das sein kann, davon zeugen Sr. Michaela Bank, P. Salmann, Sr. Mirjam, Sr. Margit Forster und P. Herwartz.

Auf die Suche nach anderen Wegen der Pastoral begab sich auch eine Gruppe von Priestern, die im November eine Lern-Reise auf die Philippinen unternahmen, begleitet von Dieter Tewes und Vera Krause mit ihren vielfältigen weltkirchlichen Erfahrungen.

Der Prozess »Wo Glauben Raum gewinnt« geht in der Vakanz weiter: Der Pastorale Raum Wedding startet in die Entwicklungsphase – der nächste Schritt steht bevor.

Auch wenn »Die Info« sich äußerlich verändert hat, so haben wir dennoch nicht auf altbewährte Akzente verzichtet: Menschen erzählen aus ihrem pastoralen Alltag, berichten von neuen Wegen und zeugen von Aufbrüchen: ob es um »Caritas – Beratung im ländlichen Raum« oder um ein »Obdach für die Seele« geht, um »Erinnerungskultur«, die »Christi Himmel-Wall-Fahrt« oder um »Urlaub für die Seele« – lassen Sie sich inspirieren von den Erfahrungen der anderen.

Und: Wenn Sie sich noch nicht für die Bistums-Wallfahrt nach Rom vom 20.–24.10. angemeldet haben, dann sollten Sie es jetzt tun! Vielleicht sind Sie ja dann der/die 1.000ste Teilnehmer/in.

Alfred Herrmann

EIN DEUTLICHES ZEICHEN

DIE ORDEN IM ERZBISTUM BERLIN ZWISCHEN ÜBERALTERUNG UND NEUAUFBRÜCHEN

»Warum wir 1997 Tauwerk gegründet haben? Weil wir als Franziskanerinnen und Krankenschwestern ein deutliches Zeichen setzen wollten!« Ende 1992 kamen Schwester Hannelore Huesmann und Schwester Juvenalis Lammers aus Westfalen nach Berlin. Die beiden Franziskanerinnen von Münster-Mauritz sahen ihren Platz in der AIDS-Hilfe. Sie wollten zeigen, dass Kirche in dieser Frage zu einer anderen Gangart fähig ist.

Als AIDS in den 80er Jahren publik wurde, kamen von Seiten der Kirche nicht gerade einladende Worte, so dass Betroffene auf Abstand gegangen sind«, erzählt Schwester Hannelore. »Wir aber, die wir in der Tradition von Franz von Assisi stehen, der zu Leprakranken ging, die von der Gesellschaft gemieden wurden, konnten nicht sagen: da sollen sich andere kümmern. Uns war klar: genau da gehören wir hin.«

Schwester Hannelore sitzt im Büro in der Mühlenstraße 45 in Pankow. Von hier aus koordiniert die Ordensfrau den ambulanten Hospizdienst Tauwerk e.V. 32 speziell geschulte Ehrenamtliche begleiten im Jahr 40 bis 45 Patienten, die sich im Vollbild AIDS befinden, viele über mehrere Jahre. »Wenn jemand über drei, vier Jahre gelähmt, sprachunfähig und zu einem hohen Teil schluckunfähig ist, wenn er nicht mehr gut sehen kann und nur noch schlecht hört, dann werden die Besuche von Verwandten und Bekannten erfahrungsgemäß selten. Es stellt sich die Frage: wer steht dann an der Seite der Kranken außer den Profis von Medizin und Pflege?« Die 55-Jährige sitzt vor einem Gedenkvorhang. Laminierte Namenskarten sind mit Nadeln auf einen goldenen Stoff gesteckt. Sie erinnern an die Verstorbenen, die durch Tauwerk begleitet wurden. »Das sind meine besten Lebenslehrmeister. Sie haben mich vor die wirklichen existentiellen Fragen gestellt: ›Warum bist Du im Orden? Wie lebst Du und was ist Dir wichtig? Wie gehst Du mit der Tatsache um, dass jeder einmal am Ende seines Lebens steht?‹«

Inzwischen leben vier Mauritzer Franziskanerinnen in zwei Wohnungen in Pankow. 2009 kam Schwester Margret nach Berlin. Die 71-jährige arbeitet als Seelsorgerin im stationären Hospiz im Krankenhaus Maria Heimsuchung. Ende März traf Schwester Franziska ein. Die 40-Jährige arbeitet künftig in der Caritas-Obdachlosen-Ambulanz am Bahnhof Zoo. Der Orden setzt ein Zeichen. In Berlin wollen die Ordensfrauen mitten unter den Menschen leben, unter den Notleidenden, den Kranken und Armen. Ein Aufbruch.

Foto: Alfred Herrmann

Schwester Hannelore Huesmann vor dem goldenen Gedenkvorhang: Die Mauritzer Franziskanerin koordiniert die Arbeit der Hospizhelfer.

Rund 370 Ordensfrauen und rund 130 Ordensmänner aus über 50 Ordensgemeinschaften leben und wirken im Erzbistum Berlin. Frauen wie Männer engagieren sich in karitativen Projekten und in der Seelsorge oder führen ein streng kontemplatives Leben. Sie engagieren sich für Obdachlose und Arme, widmen sich Kranken und Notleidenden, betreiben Schulen, Krankenhäuser und Jugendhilfeeinrichtungen, sind Pfarrer und Sonderseelsorger oder leiten geistliche Zentren. »Ordensleute sind ein Stück ›sichtbare Kirche‹«, betont Prälat Stefan Dybowski. »Oft kommen Menschen mit ihnen ins Ge-

spräch, über das Leben als Ordensmann, als Ordensfrau, aber dann auch über ihre eigenen Fragen und Hoffnungen, und so manches Mal auch über Gott. Damit geben Ordensleute bereits durch ihre Präsenz Zeugnis von Christus«, unterstreicht Dybowski für die Frauenorden die Bedeutung der Orden für das Erzbistum.

Aufbrüche tätiger Orden Die Ordenslandschaft im Erzbistum Berlin befindet sich seit einigen Jahren im Wandel. Tätige Orden, wie die Mauritzer Franziskanerinnen, suchen neue Antworten auf die Nöte der Zeit. Sie leben nicht mehr in großen Klöstern und Häusern, sondern in kleinen Gemeinschaften, in Mietwohnungen mitten unter den Menschen. Sie arbeiten nicht mehr in großen ordenseigenen Werken, sondern wirken als innovative »burning persons« inmitten der Gesellschaft. So betreiben zwei Comboni-Missionsschwestern eine SOLWODI-Beratungsstelle für Frauen in Not. Vier Mutter-Teresa-Schwestern besuchen kranke, einsame und alte Menschen in Kreuzberg, betreiben in der Wrangelstraße eine Suppenküche. Vier »Kleine Schwestern Jesu« sorgen sich um Obdachlose. Die Weißen Väter helfen mit ihrem »Afrika Center« Männern und Frauen aus Afrika, in Berlin anzukommen. Vier Missionsärztliche Schwestern betreiben in Hellersdorf eine Lebensberatungsstelle für sozial benachteiligte Frauen in Lebenskrisen. Ebenfalls nach Marzahn zogen 2013 die Steyler-Missionsschwestern. Die vier Ordensfrauen aus Deutschland, Polen und Indonesien wollen den Menschen in dem Berliner Stadtteil mit den wenigsten Christen eine Ahnung von Gottes Güte vermitteln. Die Jesuiten setzen mit dem Jesuitenflüchtlingsdienst ein Zeichen für Menschen in Not ein und betreiben als einziger Orden mit dem Canisius-Kolleg eine katholische Regelschule im Erzbistum. In Marzahn betreiben die Salesianer Don Boscos gemeinsam mit den Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel die »Manege«. Die Jugendhilfeeinrichtung bietet berufsorientierte Aktivierungshilfen. Zwei Ordensfrauen und drei Ordensmänner wohnen gemeinsam in der Einrichtung und zeigen, was möglich wird, wenn Ordensgemeinschaften ihre Kräfte bündeln.

Schwester Margareta Kühn von den Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel und Pater Albert Krottenthaler (re.) von den Salesianern Don Boscos helfen Jugendlichen in Berlin-Marzahn, im Leben Fuß zu fassen.

Foto: Alfred Herrmann

Foto: Alfred Herrmann

Bruder Andreas Brands gibt in der Suppenküche der Franziskaner in der Wollankstraße in Pankow Essen aus.

300 Menschen zieht es Tag für Tag in die Wollankstraße in Berlin-Pankow. Obdachlosigkeit, Altersarmut, Einsamkeit – es gibt viele Gründe, in die Suppenküche der Franziskaner zu kommen. Rund 90.000 Essen geben die Brüder im Jahr aus. »Franziskus wendet sich Ausgegrenzten zu. Ganz bewusst überwindet er Schranken, die von Menschen eigens errichtet wurden, um Armut, Krankheit und Leid aus ihrem Leben fernzuhalten«, erklärt Bruder Andreas Brands. Solche Schranken zu überwinden, das gehört nach Ansicht des 48-Jährigen heute zu den Kernaufgaben der Franziskaner. Von seinem Orden erwartet er mehr Mobilität und Flexibilität für diesen Weg der Verkündigung, noch mehr Offenheit für die Probleme und Nöte der Zeit. »Wir sind nicht mehr die Klostergeneration, die im claustrum, im abgeschlossenen Raum lebt. Wir müssen raus aus den

Klöstern, rein in ganz konkrete Bezüge zu den Menschen. Wir müssen als Franziskaner in der Welt sichtbar sein. Wir müssen ein Ort der Freiheit sein!« Um Freiräume für innovative Wege zu gewinnen, gaben die Brüder im November die Leitung der Suppenküche an einen eigens eingestellten Geschäftsführer ab. Bruder Andreas sieht die Franziskaner in der Pflicht, ihr Engagement immer wieder neu zu überprüfen, sich nicht mit einer Institution auf ewig festzulegen, sich die Freiheit zu bewahren, Aufbrüche zu wagen. »Wir müssen uns immer wieder hinterfragen: reicht die Institution Suppenküche als Antwort auf die Not? Da komme ich auf ein Ja und ein Nein.«

Überalterung und Mitgliederrückgang Unweit des Berliner Tiergartens betreiben die Franziskanerinnen von Thuine das Franziskus-Krankenhaus. Es ist das einzige im Erzbistum Berlin, das noch von einer Ordensfrau persönlich geleitet wird. Oberin Schwester Emanuele Mansfeld und ihre acht Mitschwestern arbeiten im Krankenhaus mit, die jüngeren auf Station oder in der Krankenhausseelsorge, die älteren an der Pforte oder auf dem Dachgarten. Nur drei Ordensfrauen sind unter 65. Schwester Emanuele möchte sich nicht in Lethargie versetzen lassen von dem Gedanken an die steigende Zahl alter Mitschwestern in ihrem Orden. Das sei der falsche Weg, ist die 56-Jährige überzeugt. Sie denkt vielmehr darüber nach, welche Aufgaben ihre Gemeinschaft übernehmen kann, wenn die Zahl der Schwestern in den kommenden Jahren weiter zurückgeht. Die Leitung eines Krankenhauses könne ihrer Meinung nach von weltlichen Mitarbeitern erledigt werden. Sie sieht die Zukunft der Schwestern in der seelsorglichen Begleitung kranker Menschen. »Unsere Aufgabe ist es, bei den Menschen zu sein, direkt an ihrer Seite, ihre Nöte mittragen, gerade weil heute in der Pflege kaum mehr einer für die Patienten Zeit hat.«

Lebten und arbeiteten lange Zeit insbesondere Ordensfrauen in großer Zahl in den von ihnen gegründeten Werken, treten sie mittlerweile oftmals nur noch als Träger auf. Krankenhäuser wie St. Joseph in Tempelhof, St. Gertrauden in Wilmersdorf oder St. Marien in Lankwitz gehen auf die Initiative von Elisabethschwestern, Katharinenschwestern oder Marienschwestern zurück und sind bis heute in ihrer Trägerschaft. Das St. Hedwig-Krankenhaus in Mitte wurde 1846 als erstes katholisches Krankenhaus in Berlin von den Borromäerinnen aus Trier gegründet. Seit 1999 ist es Teil der »Alexianer GmbH«. Zur »Alexianer GmbH« gehören drei weitere Krankenhäuser sowie fünf Seniorenzentren im Erzbistum. Alexianerbrüder leben dagegen keine mehr in den Einrichtungen. Überalterung und Mitgliederrückgang haben die Gemeinschaft in Deutschland auf 21 Männer, darunter sieben unter 65 Jahren, schrumpfen lassen. Sie nehmen Anteil an ihren Werken im Kuratorium der »Stiftung der Alexianerbrüder«, die den Gesundheitskonzern »Alexianer GmbH« mit seinen mehr als 12.500 Mitarbeitern in deutschlandweit über 170 Einrichtungen trägt.

Überalterung und Mitgliederschwund beschäftigen fast alle Ordensgemeinschaften in Deutschland. Die in den 50er und 60er Jahren so zahlreich eingetretenen Männer und Frauen, noch geprägt vom katholischen Milieu mit seiner engen Kirchenbindung in allen Lebensbereichen, sind in die Jahre gekommen. So waren laut Statistik der Deutschen Ordensobernkonferenz in Deutschland 2.438 der insgesamt 4.532 Ordensmänner Ende des Jahres 2013 über 65. Unter den Ordensfrauen waren es 15.378 von insgesamt 18.303 Schwestern.

Schwester Vincentia Weide, Generaloberin der Hedwigschwestern, spricht von einem Altersdurchschnitt von 78 Jahren, wenn sie an ihre 29 Mitschwestern in den Konventen in Kladow und Wannsee denkt. Die Schwestern mit dem blauen Schleier bauten ein Werk der Kinder- und Jugendhilfe auf. Heute verfügt der Kinder- und Jugendhilfeverbund Sancta Maria über 120 und die Sancta Maria Schule mit den sonderpädagogischen Förderschwerpunkten »Lernen« und »Geistige Entwicklung« über 130 Plätze am südwestlichen Stadtrand von Berlin. Schwestern arbeiten keine mehr in den Einrichtungen. »Wir müssen es nehmen, wie es kommt«, sagt die 75-jährige Generaloberin, »die Schwestern arbeiten, soweit sie können, im Provinzhaus mit. Ansonsten leben sie im Ruhestand.« Ein ähnliches Bild zeigt sich bei den Ursulinen in Neustadt (Dosse), bei den Elisabethschwestern oder den Arenberger Dominikanerinnen. Die Überalterung zwingt immer wieder Gemeinschaften, Standorte aufzugeben. In diesem Jahr verlassen die Armen Schulschwestern von Unserer Lieben Frau und die Johannesschwestern das Erzbistum.

Klöster als geistliche Zentren »Wir gehen nicht raus zu den Leuten, sondern bleiben verlässlich hier.« Schwester Ruth Lazar führt ein monastisches Leben. Sie gehört der Benediktinerinnen-Abtei St. Gertrud im brandenburgischen Alexanderdorf an. »Wir leben Gastfreundschaft und schenken Außenstehenden die Möglichkeit, in unseren Raum der Gottesbegegnung einzutreten.« »Ora et labora et lege« lautet das Lebensmotto der 28 Ordensfrauen, darunter eine Novizin, in dem Kloster unweit des Mellensees. Um sechs Uhr beginnen die Schwestern singend mit den Laudes den Morgen. Eucharistiefeier, Mittagsgebet, Vesper, Komplet und Vigilien verteilen sich über den Tag. Dazwischen arbeiten die Nonnen in der

Foto: Alexanderdorf

Die Benediktinerinnen von Alexanderdorf beim Chorgebet.

Hostienbäckerei oder im Gästehaus. Dort gibt es Platz für 20 Gäste, die abgeschieden von der Welt die feierliche Liturgie und die Gebetszeiten mit den Schwestern teilen möchten. Inmitten der Natur bieten die Ordensfrauen Exerzitien und geistliche Begleitung, Kurse in Ikonenschreiben und meditativem Tanz.

Schwester Ruth sieht in der »stabilitas loci«, in der örtlichen Beständigkeit ihrer Gemeinschaft ein besonderes Angebot an die Menschen. »Wir sind immer da. Wir leben einen sehr hohen Grad von Verbindlichkeit.« Kloster Alexanderdorf biete damit eine niederschwellige, unverbindliche Möglichkeit, mit Kirche in Kontakt zu kommen, insbesondere für Nichtchristen. »Man kann als Besucher stets einen Sicherheitsabstand wahren. Man kann kommen, wann man möchte, kann sich alles unbehelligt anschauen«, so die 54jährige Ordensfrau.

Klöster wie Alexanderdorf, der Karmel Regina Martyrum in Charlottenburg, die Dominikaner in Moabit oder das Exerzitienhaus der Teresianischen Karmeliten in Birkenwerder bilden geistliche Zentren, an denen Glaube und Spiritualität erfahren werden kann, wie es in der Pfarrstruktur des Erzbistums sonst nicht

Foto: scj

Pater Mönch SCJ

möglich ist. Auch das »Forum der Jesuiten« an der Canisius-Kirche in Charlottenburg macht ein überpfarrliches geistliches Angebot. In strenger Klausur leben die sogenannten »Rosa Schwestern«, die »Dienerinnen des Heiligen Geistes von der Ewigen Anbetung«. Die Frauen im rosa Ordenskleid beten ununterbrochen, Tag und Nacht vor dem ausgesetzten Allerheiligsten und das seit dem Jahr 1936. Die Kirchentür in der Bayernallee 31 in Charlottenburg steht offen für all jene, die sich in die Stille der Anbetung versenken wollen – ein Zeugnis der ständigen Präsenz Gottes in der Großstadt.

Aktiv in der Seelsorge Seit 1895 leiten die Dominikaner die Pfarrei St. Paulus in Moabit. Ihre Klosterkirche dient als Pfarrkirche. »Dominikanische Seelsorge beruht auf der Predigt, auf der geistlichen Begleitung und dem geistlichen Gespräch«, erklärt Pater Michael Dillmann das Spezifische dominikanischer Pastoralarbeit. Ordensmänner bilden in der Pfarrseelsorge im Erzbistum Berlin keine Seltenheit. Knapp 30 Patres engagieren sich in Pfarreien, ob als Pfarrer oder als Seelsorger, rund 25 Patres und Brüder leiten muttersprachliche Gemeinden oder sind in der Sonderseelsorge aktiv. Sie sind Krankenhaus- und Notfallseelsorger, Flughafen- und Polizeiseelsorger, Hochschul- oder Flüchtlingsseelsor-

ger. Jesuiten, Pallottiner, Franziskaner, Kamillianer, Salesianer, Prämonstratenser, Redemptoristen, Salvatorianer – die Liste der Gemeinschaften ist lang, die Patres für Seelsorge und Pastoral im Erzbistum abstellen. Pater Michael Dillmann leitet die Pfarreien St. Paulus und St. Petrus mit insgesamt rund 10.000 Katholiken. Das Leben als Pfarrer und Ordensmann verlange immer wieder von ihm den Spagat, weder Kommunität und Chorgebet noch die Pfarrei zu vernachlässigen. »Als Ordensmann muss ich sehen, wie ich eine Ausgewogenheit hinbekomme zwischen dem, was Ordensleben heißt und den Herausforderungen in der Pfarrseelsorge.« Ein Leben als Weltpriester kann sich Pater Michael jedoch nicht vorstellen. Er brauche die Gemeinschaft, betont der Ordensmann. Sein Wirkungsort sei das Kloster, von dem aus alles geschieht. Allein in einem Pfarrhaus zu leben, schließt Pater Michael für sich aus. »Gemeinschaft beinhaltet auf der einen Seite Spannung, auf der anderen kann sie Stütze und Halt bieten, wenn sie vernünftig funktioniert und mit dem möglichen Respekt gelebt wird, wenn das Zusammenarbeiten sich so gestaltet, dass man sich aufeinander verlassen kann.«

Einen besonderen Akzent in Sachen Großstadtseelsorge setzen die Herz-Jesu-Priester in Prenzlauer Berg. Gemeinsam mit dem Ordinariat suchen sie nach neuen Wegen, das Evangelium zu verkünden und Menschen an Glaube und Kirche heranzuführen. »In den Kirchen sitzen zu bleiben und zu warten, bis die Leute kommen, ist zu wenig. Wir müssen zu den Menschen gehen.« Pater Markus Mönch ist Pfarrer von Corpus Christi und engagiert sich in einem Team aus Herz-Jesu-Priestern und einer Pastoraltheologin in der Suchendenpastoral. Mit öffentlichen Zeiten der Stille, kulturell-religiösen Veranstaltungen und neuen Gottesdienstformen sucht das Team eine neue Sprache, mit der sie die Menschen der Großstadt erreichen.

Die Kommunität der Herz-Jesu-Priester im Katharinenstift an der Greifswalder Straße ist international aufgestellt. Die sechs Männer kommen aus Deutschland, Polen, Moldawien und Brasilien. Der Orden testet seit 2012 diesen für ihn neuen Weg in Berlin, um ihn auf weitere Metropolen in Europa zu übertragen. Es gilt, die internationale Bevölkerung der Städte auf das Evangelium anzusprechen. So leiten die Patres in Berlin eine Pfarrei, kümmern sich um die die portugiesisch sprachige Gemeinde und engagieren sich in der Seelsorge für polnische Katholiken.

Die Ordenslandschaft im Erzbistum Berlin zeigt sich zunehmend international. In den letzten Jahren kamen Gemeinschaften aus Indien, Polen und Spanien in die Stadt. Patres der Vincentian Congregation aus Indien betreiben das Exerzitienzentrum St. Clemens, Patres der indischen Carmelites of Mary Immaculate engagieren sich in der Pfarrseelsorge. Das argentinische Institut des fleischgewordenen Wortes IVE konzentriert sich ebenso wie der Konvent polnischer Kamillianer auf die Pfarrseelsorge. Kroatische Franziskaner sorgen sich um kroatische Katholiken, polnische Salesianer betreuen polnische Gemeinden, ein Steyler-Missionar von den Philippinen kümmert sich um die Filipinos. Mit den Franziskanerinnen vom Unbefleckten Herzen Mariens, den Mutter-Teresa-Schwestern, den Sacred-Heard-Sisters sowie den Schwestern der Kleinen Blumen von Bethanien wirken vier Frauenorden mit Sitz in Indien im Erzbistum Berlin.

Mit den »Missionares Identes« hat sich ein junger Orden aus Spanien in Frankfurt (Oder) und an der Hedwigkathedrale niedergelassen. Zur Lebensweise der 2009 durch den Papst weltweit anerkannten Gemeinschaft gehört es, dass Frauen und Männer gemeinsam an einem Ort wohnen. Im Erzbistum Berlin verhält sich das bislang anders. Pater Theodor Wenzel bildet in Frankfurt (Oder) mit Pater Carlos Romo und einem Novizen einen Konvent. Pater Theo leitet die Pfarreien in Frankfurt und in Fürstenwalde. Pater Carlos ist sein Pfarrvikar. »Es ist überlebenswichtig als Priester in Gemeinschaft zu leben«, ist der 54-Jährige überzeugt. »Der Zölibat macht nur Sinn in der Gemeinschaft der Zölibatären. Ich hätte den Job des Pfarrers schon längst an den Nagel gehängt, gäbe es nicht die Gemeinschaft, die mich trägt.« An der Hedwigkathedrale in Berlin leben sieben Schwestern des weiblichen Zweigs, darunter drei Novizinnen. Künftig möchte der Orden den Standort in Frankfurt (Oder) stärken und zu einem spirituellen Zentrum ausbauen. Ein weiterer Pater soll im kommenden Jahr die Kommunität verstärken, erklärt Pater Theo, und auch Schwestern des Ordens sollen nach Frankfurt (Oder) ziehen. Pater Theo freut sich auf diesen Neuaufbruch seiner Gemeinschaft.

Unser Autor Alfred Herrmann hat sich in einer Publikation intensiv mit den Männerorden in Deutschland beschäftigt:

Alfred Herrmann
Gott suchen – Männerorden in Deutschland
Bonifatius Verlag Paderborn 2014

Eine ausführliche Besprechung seines Buches finden Sie bei den Zusatzmaterialien unter www.erzbistumberlin.de/informationen/

Alfred Herrmann

»DIE EVANGELISCHEN RÄTE SOLLEN UNS EINE FREIHEIT SCHENKEN, DIE WIR IM REICH GOTTES LEBEN UND EINSETZEN KÖNNEN!«

INTERVIEW MIT DER MISSIONSÄRZTLICHEN SCHWESTER MICHAELA BANK

Die Missionsärztlichen Schwestern sind Anfang der 90iger Jahre nach Berlin gekommen, um in Marzahn in einer kleinen Kommunität zu leben. Sr. Michaela Bank äußert sich im Interview zur Situation und zur Zukunft der Orden. Die Zeit der Orden mit den großen Werken – so ihre These – geht zu Ende. Es werden sich aber immer Männer und Frauen finden, die in kleinen Gemeinschaften ein Leben nach den Evangelischen Räten führen wollen. Diese Männer und Frauen sind ein großes Geschenk für die Kirche, sie leisten einen prophetischen Dienst und sind Pioniere für das Wirken der Kirche.

INFO: *Sehr geehrte Schwester Michaela, durch das von Papst Franziskus ausgerufene Jahr der Orden stehen die Lebensformen der Ordensfrauen und -männer in dieser Zeit mehr als sonst im Mittelpunkt. Welche Bedeutung haben die Orden für Sie und für das Wirken der Kirche?*

Sr. Michaela: Nach meiner Erfahrung ist das Ordensleben ein bisschen aus dem Blickpunkt der Kirche verschwunden. Man wusste, irgendwo gibt es sie noch. Was die Frauenorden angeht, ging man davon aus, dass sie in Zukunft den Institutionen nicht mehr zur Verfügung stehen werden. Es war allerhöchste Zeit und auch ein Geschenk, dass der Papst alle noch einmal eingeladen hat, zu schauen, wie es um diese Lebensform steht. Und die Resonanz – auch in diesem Bistum – ist ganz erstaunlich!

INFO: *Auf der Homepage der Missionsärztlichen Schwestern findet man einen Artikel von Dominikanerpater Ulrich Engel aus der Herder Korrespondenz (15. Januar 2015) zu den Orden. Pater Engel stellt ungeschminkt den großen Traditionsabbruch des Ordenslebens in unserer Zeit dar. Wie sehen Sie die Situation der Orden?*

Sr. Michaela: Es hat schon Gespräche mit Pater Engel gegeben, bevor der Artikel veröffentlicht wurde. Was den Traditionsabbruch angeht, glaube ich, hat er gut auf das Papier gebracht, was sich seit dem Zweiten Vatikanum kontinuierlich in den Orden vollzogen hat. Das Ordensleben war bis dahin ausgezeichnet durch Askese, Disziplin, Ordnung und das Wirken in den großen Werken. Das Zweite Vatikanum hat dann eine theologische Konzeption entworfen. Diese haben viele Orden aufgegriffen und es hat das apostolische Ordensleben gerade der Frauen sehr verändert. Für die deutsche Kirche ist da auch ein gewisser Verlust. Weil wir Ordensfrauen kaum noch in den großen Werken sehen werden – Krankenhäuser, Schulen. Trägerschaft, ist kein Zielfeld mehr für viele Gemeinschaften.

Foto: MMS

Schwester Michaela Bank MMS

INFO: *Wie können Menschen für diese Lebensformen angesprochen werden?*

Sr. Michaela: Es ist immer noch wichtig, dass wir im Leben einer Gemeinde auftauchen, dass uns die Gemeinde wahrnimmt, dass es uns gibt, ohne dass wir gemeindeinterne Aufgaben übernehmen. Von unseren jungen Schwestern lerne ich, dass das Internet eine ganz große Rolle spielt. Es ist ganz interessant, wie junge Frauen in unserem Fall durch das Internet wandern und mal schauen, wie sich die Orden darstellen. Die »Werbung« oder das Bekanntmachen durch die neuen Medien halte ich auch für ganz wichtig. Aber das Wichtigste ist immer noch das gelebte persönliche Zeugnis und die Begegnung mit den

Menschen und das erstaunte Wahrnehmen, dass es noch junge Frauen gibt, die sich für diesen Weg entscheiden. Das erstaunt nicht wenige Christen. Vor ein paar Jahren hat es zu dem Thema »Berufung zum Ordensleben« eine Untersuchung gegeben. Ein Ergebnis war: Junge Frauen, die ein Ordensleben in Erwägung ziehen, wollen kleine Gemeinschaften mitten unter den Menschen, einen einfachen Lebensstil und die kontemplative Dimension muss gewahrt sein. Also man kommt nicht für ein bestimmtes Werk, sondern da wird eine spirituelle Dimension angesprochen. Für uns geht es um eine heilende Präsenz unter den Menschen. Und das sehe ich als eine Bereicherung.

INFO: *In diesem Zusammenhang wird ja der Begriff »Andersorte«* genannt. Was sagt Ihnen dieses Wort?

Sr. Michaela: Ich liebe dieses Wort. Und ich versuche mit diesem Begriff ganz bewusst darauf hinzuweisen, dass es Orte gibt, an denen man versucht, anders zu leben. Gerade in einem Land wie dem unseren, in dem es die Konsumtempel und die großen Verkaufszentren gibt.
Wichtig ist mir dabei auch, dass da, wo wir wohnen, weit und breit kein Katholik lebt. Und dennoch ist es ganz interessant, welche Gespräche sich ergeben: bei der Gartenarbeit, der Postbote weiß, dass er alles bei uns abgeben kann …
Ich selbst verstehe unter »Andersorte«, dass wir geistliche Zellen sind mitten unter den Menschen, die ein Licht verbreiten. Wir hängen nicht der Theorie an, ein verborgenes Leben zu führen. Die Gründerin Dr. Anna Dengel hat einen sehr schönen Leitsatz aus dem Evangelium genommen: »So soll Euer Licht vor den Menschen leuchten, damit Sie eure guten Werke sehen können.« Sie war Österreicherin und hat diese Gemeinschaft 1925 gegründet, weil es einer Ordensfrau verboten war, als Ärztin oder Hebamme zu arbeiten. Das Emanzipatorische war der Auslöser. Und wie es immer bei Ordensgründungen ist, hat sie begonnen und kontinuierlich den Dialog mit Rom geführt. 1936 gab es dann erst ein Sonderdekret – eigentlich hat erst das Kirchenrecht nach dem Konzil das gut eingearbeitet. So sind wir auch noch ein sehr junger Orden, was natürlich auch manches erleichtert hat: Nach dem II. Vatikanum lag das Durchschnittsalter in unserem Orden bei 40 Jahren. Und es war leichter, die Schwestern für neue Wege zu motivieren, alte Zöpfe abzuschneiden: Vorschriften für das Ordensleben, deren Sinn wir nicht eingesehen haben, unter denen wir auch sehr gelitten haben.

INFO: *Den verschiedenen Ordensgemeinschaften ist ein Leben nach den Evangelischen Räten der Armut, der Ehelosigkeit und des Gehorsams gemeinsam. Wie können diese auf Jesus zurückgehenden Empfehlungen heute gelebt werden?*

Sr. Michaela: Jesus selbst hat diese Räte nicht eingesetzt. Sie sind in der heutigen Form ja erst im Mittelalter und danach entwickelt worden. Aber Jesus hat sie gelebt. Und dieser Jesus ist so etwas wie das Modell, an dem wir uns orientieren. Wichtig ist bei den Räten, wie es so schön heißt, es ist ein Rat. Und wenn ich mich angesprochen fühle, mich darauf einlasse, dann ist es ganz wichtig, dass die Räte uns freimachen sollen. Sie sollen uns eine Freiheit schenken, die wir dann in einer gewissen Radikalität im Reiche Gottes leben und einsetzen können. Diese Dimension der Freiheit halte ich für ganz wichtig – weil wir oft bedauert werden. Im Vordergrund steht wirklich das Angesprochen sein von diesem Jesus von Nazareth, in seine Fußstapfen zu treten und in Freiheit am Aufbau des Reiches Gottes mitzuwirken.

INFO: *Ist es im Zeitalter der Selbstbestimmung eine Überforderung für junge Menschen, sich für ein ganzes Leben durch die Ewigen Gelübde an einen Orden zu binden?*

Sr. Michaela: Wir erleben tatsächlich, dass es bei einigen, wenn es nach einer reiflichen Prüfung auf den Tag der »endgültigen« Entscheidung zugeht, noch einmal zu einer Krise kommt: »Kann ich das? Um mich herum höre ich von Ehescheidungen und Trennungen – und ich brauche da so ein großes Wort.« Es ist also nicht immer einfach. Was diesen Frauen aber hilft, ist, dass sie andere sehen, die diesen Schritt gewagt haben und dazu stehen.
Zur gleichen Zeit beschäftigen wir uns mit der Frage, warum es nicht möglich sein sollte, eine zeitliche Bindung einzugehen. Könnten wir uns nicht öffnen für Frauen, die sich für einige Jahre verpflichten und dann noch einmal für sich entscheiden. Dem steht Rom zurzeit nicht sehr freundlich gegenüber, weil es dort die Sorge gibt, dass wir den Tag der Ewigen Profess aufweichen. Ich sehe das nicht so. Und halte es für möglich, dass eine Frau sich dann entscheidet: Ja, davon bin ich überzeugt und das kann ich für ein Leben versprechen. Aber es bleibt eine Herausforderung!
Darüber hinaus gibt bei uns die assoziierte Mitgliedschaft. Diese Frauen verpflichten sich auch in einem Versprechen, das Charisma des Heilens zu leben, wo sie eingesetzt sind. Sie könnten auch heiraten; sie verpflichten sich nicht, nach den evangelischen Räten zu leben. Das ist eine Lebensform, die wachsen wird, weil es oft Frauen sind, die eine spirituelle Beheimatung suchen, die sie in der Gemeinde nicht finden; die sich vielmehr einer Glaubens und Gebetsgemeinschaft anschließen wollen. Das hören wir auch von anderen Gemeinschaften. Und das sehe ich auch als ein positives Zeichen der Kirche.

INFO: *Was hat Sie persönlich bewegt, Sr. Michaela, in die Kongregation der Missionsärztlichen Schwestern einzutreten?*

Sr. Michaela: Am Tage meiner Erstkommunion habe ich der erstaunten, festlich versammelten Familie kundgetan, dass ich in einen Missionsorden gehen und das Evangeli-

Schwester Monika Ballani MMS

Foto: MMS

um verkünden möchte. Ich bin dann 1966 bei den missionsärztlichen Schwestern in Essen eingetreten, weil ich sichergehen wollte, dass ich auch in die lateinamerikanische Mission komme. Dort habe ich Betriebswirtschaft studiert und hatte erst einige Jahre die ordensinternen Ämter der Novizenmeisterin und Provinzoberin inne, bevor ich Generalprokuratorin wurde. Das war eine ganz wichtige Zeit für mich, weil ich in dieser Zeit alle unsere Niederlassungen in Afrika, Asien und Lateinamerika besucht und dort auch mit den Schwestern und Mitarbeiterinnen gearbeitet habe. Aber dann ist noch einmal verstärkt der Wunsch aufgebrochen, an einem solchen Ort zu leben und so bin ich 1986 nach Peru gegangen. Und wie das in Lateinamerika gang und gäbe ist, habe ich dort in einem Slum gelebt und gearbeitet und auch die Gemeinde geleitet. Diese Jahre haben mein Leben sehr geprägt – das merke ich bis heute, es hallt nach, eine andere Form von Kirche erlebt und mitgestaltet zu haben.
Was ich entdeckt habe, ist vielleicht das, was man mit der Theologie der Befreiung umschrieben hat, nämlich dass dieser Gott Mensch geworden ist, um sich eindeutig auf die Seite der Armen zu stellen. Das haben diese Leute gelebt, davon waren sie beeindruckt. Und das ist für mich immer ein Geheimnis geblieben, dass die Menschen auf einem Kontinent, der eigentlich mit ziemlich brutalen Methoden missioniert worden ist, das Evangelium dort tatsächlich in ihrem Herzen tragen, ohne dass sie viel wissen.

INFO: *Seit über 20 Jahren leben und wirken Sie mit Ihren Mitschwestern mitten in Berlin-Marzahn. Wie reagieren die Menschen dort auf Ihr Ordensdasein?*

Sr. Michaela: Ich glaube, dass sie damit ja gar nichts anfangen können, was eine Ordensfrau ist ... Was sie immer sofort sehr nachdenklich macht, zeigt sich in ihren Fragen: »Warum tun Sie das eigentlich, warum sind Sie hier einfach da, wir können kommen und Sie haben Zeit für uns, Sie hören uns zu, Sie begleiten uns. Warum machen Sie das?« Das ist dann der Augenblick, in dem ich sagen kann: »Sie wissen ja wahrscheinlich, dass ich eine Frau bin, die an Gott glaubt« und komme auf das Beispiel Jesu zu sprechen. Ich sage, dass wir uns beauftragt fühlen, dieses Werk dieses Jesus von Nazareth weiterzuführen. Ich denke, es gibt zwei Dinge, wo uns die Menschen verstehen. Das eine ist unser Menschenbild, dass sie kommen können, was auch immer sie angestellt haben. Wir verurteilen

sie nie. Das überrascht manchen. Mit den Worten des Papstes: Dass wir die Barmherzigkeit leben. Das Zweite ist, dass wir nicht hinter dem Geld her sind. Und wenn ich dann erkläre, dass die oder andere von uns ein Gehalt hat und dass alles in einen gemeinsamen Topf kommt, aus dem wir das dann verteilen, dann kriege ich meistens zu hören: Ach ja, das ist ja das Prinzip von Marx. Dann lächle ich und sage: Vor Marx gab es schon mal jemanden und verweise auf das Beispiel Jesu.
Es ist eine große Herausforderung, unter diesen Menschen zu leben, weil ich denke, sie haben auch ein Anrecht darauf zumindest zu spüren, aus welcher Quelle wir leben. Und dass das seine Auswirkungen hat, davon bin ich überzeugt.

INFO: *Das Erstaunliche ist, dass sie nicht zu zweit geblieben sind, sondern Mitschwestern gefunden haben.*

Sr. Michaela: Ich wäre anfangs nie davon ausgegangen, dass da jemand an unsere Tür klopft. Als die Erste klopfte und sagte, dass sie sich gut vorstellen könnte, mit uns gemeinsam zu gehen, mussten wir uns hinsetzen und miteinander überlegen: Was bedeutet das? Also das ist ein riesen Geschenk. Ich behaupte ja auch, dass jede junge Frau, die heute in einen Orden eintritt ein Geschenk für die Kirche ist, auch noch einmal im Hinblick auf die Rolle der Frau in der Kirche. Ich höre immer wieder, dass junge Frauen vor einem Eintritt zurückschrecken, weil sie sagen: In dieser Kirche gibt es ja keinen Platz für uns. Da kann man manchmal gut darauf hinweisen, dass es für die Ordensfrauen in unserer Kirche eine Freiheit gibt, die sie auch gut nutzen können.

INFO: *Wo sehen Sie bei aller Unterschiedlichkeit die Aufgabe der Orden in der Zukunft?*

Sr. Michaela: Ich glaube, dass es immer Frauen und Männer geben wird, die auf die Ehe verzichten, also eine zölibatäre Lebensweise wählen und das in Gemeinschaft. Aber deren Zahl wird kleiner werden, weil es die großen Herausforderungen der Vergangenheit in diesem Sinn nicht mehr gibt. Außerdem hat sich die Rolle der Frau sehr verändert. Man kann heute als Krankenschwester nach Afrika gehen, ohne dass man in einen Missionsorden gehen muss. Es wird fürchterlich viel darüber geredet, dass die Zahlen drastisch zurückgehen, aber es wird mir zu wenig darüber gesprochen, was es alles an neuen Versuchen gegeben hat oder auch gibt. Ich würde mir manchmal wünschen, man würde mehr über diese Neuaufbrüche berichten.

INFO: *Zurück zum Dominikanerpater Engel. Er hat die Frage nach der prophetischen Dimension der Orden gestellt. Wie würden Sie das sehen?*

Sr. Michaela: Ich halte zwei Prinzipien für ganz wichtig: Das eine ist die prophetische Dimension. Damit ist gemeint, die verfasste Kirche auf Defizite hinzuweisen und da auch selbst hinzugehen. Also nehmen wir doch einmal eine der jüngeren Bewegungen: die Hospizbewegung. Sie ist als erstes aufgegriffen worden von Ordensfrauen.
Verbunden damit ist die Pionierrolle. Das ist etwas, was ich mit den Gelübden verbinde: Die Freiheit, dann dort hinzugehen, wo wir eine konkrete Not sehen. Ich halte das Prophetische und die Pionierrolle für eine existentielle Dimension des Ordenslebens – für Kirche und Gesellschaft.

INFO: *Vielen Dank für das Gespräch.*

Die Fragen stellte Hermann Fränkert-Fechter

ALfred Herrmann

»WIR BEFINDEN UNS IN EINER GENERALUMSTELLUNG«

PATER ELMAR SALMANN ÜBER DIE SITUATION DER ORDEN IN HEUTIGER ZEIT

Pater Elmar Salmann (67) ist Benediktinermönch der Abtei Gerleve im Münsterland. Der Professor für Philosophie und Systematische Theologie unterrichtete von 1981 bis 2012 an der Päpstlichen Universität Sant'Anselmo, der Benediktinerhochschule in Rom. Heute hält er unter anderem Vorträge zur christlichen Deutung der Moderne. Mit Pater Salmann sprach Alfred Herrmann.

INFO: *Was heißt es heute, Ordensmann zu sein?*

Pater Salmann: Zunächst einmal ist es sicher ein Verfremdungseffekt gegenüber dem, was in der Gesellschaft und auch in unserem eigenen Seelenhaushalt das Übliche ist. Also für den demokratischen, offenen, flexiblen, therapeutisch orientierten, erotisch angemuteten Menschen von heute ist das Leben in einer so festgefügten Ordnung ungemein schwer. Dennoch übt dieser Kontrast auch eine Faszination aus, dass man da einen Ort findet, wo anders gesprochen, gedacht wird, wo große Traditionen erinnert und wachgehalten werden und wo man versucht, den Primat Gottes und die Spurensuche der Präsenz Christi in klassischer Form aufrecht zu erhalten. Das hat eine Faszination, auch wenn es offenbar an der Grenze der nervlichen und sozialen Möglichkeiten zu liegen scheint.

INFO: *Die Überalterung der Orden ist überall sichtbar. Was bedeutet das für die jungen Ordensleute heute?*

Pater Salmann: Zunächst ist es ein westeuropäisches Phänomen und keineswegs ein globales. Unsere Orden verlagern sich alle in den asiatischen, afrikanischen oder südamerikanischen Raum. Dennoch, heute in unsere alten Formen und alternden Konvente einzutreten, da bewundere ich den Mut der Jüngeren, die das noch tun. Wahrscheinlich darf man nicht ganz realistisch hinschauen, um solch einen Sprung machen zu können. Wer diesen Schritt wagt, wird es als ungeheure Bereicherung empfinden. Angesichts des Jugendkultes heute, mit dem Wissen, der Weisheit, der Erfahrenheit älterer Generationen ständig in hautnahem Kontakt zu sein, ist natürlich auch etwas Großes. Dass das aber auch eine ungeheure Belastung sein kann und angesichts der Ungesichertheit der Zukunft fast ein todesmutiges Unterfangen ist, das darf nicht verschwiegen werden.

INFO: *Können junge Ordensleute, auch wenn es wenige sind, neu gestalten und neue Formen entwickeln?*

Pater Salmann: Wahrscheinlich muss noch eine Schmerzgrenze in den meisten Ordensformen erreicht werden, ehe das aufbricht. Vor allem bei den täti-

Foto: Alfred Herrmann

Pater Elmar Salmann OSB

gen Orden gibt es schon solche Pilotversuche ganz anderer Stile. Bei den monastischen Orden – wie bei uns Benediktinern – ist das schwerer, weil wir ja nicht versetzbar sind, sondern an einen Ort gebunden. Bei den tätigen Orden bietet sich mehr Spielraum, Reform-Kommunitäten anderen Stils zu gründen. Und natürlich, je weniger junge Ordensleute es gibt, umso mehr behauptet sich das Vorhergehende. Dennoch der Mentalitätswandel ist auch in unseren Konventen unübersehbar.

INFO: *Wie sehen Sie die Zukunft von Orden hier in Deutschland?*

Pater Salmann: ... natürlich nicht besser als die der Kirche. Wir befinden uns in einer Generalumstellung. Wir wissen nicht, ob das Pfarrsystem durchhaltbar ist. Wir wissen nicht, wie der Weltpriesterstand aussehen wird, ob es für solche Dinge noch eine Zukunft gibt. Ich vermute, dass ganz neue Formen des Zusammenlebens und Zusammengestaltens von Laien, Ordensleuten, Priestern entstehen an pastoralen Zentren, die eine spirituelle, mystagogische, soziale und psychologische Begleitung und Einübung ins Christentum anbieten. Ich kann mir gut vorstellen, dass es in einer mittleren Stadt ein katholisches Zentrum dieser Art gibt, in dem auch verschiedene Lebensformen von Familien bis zu Unverheirateten zusammenleben und dort attraktiv Christentum vergegenwärtigen – also nicht mehr in einem Pfarrsystem, sondern in einem Zentralsystem.

INFO: *Würden die Orden in diesen geistlichen Zentren eine Führung übernehmen?*

Pater Salmann: Sie übernehmen Führung oder werden ein entscheidender Kern sein. Wir brauchen verschiedene Kernmodelle von Präsenz von Kirche, die sich aber auf Dauer stärker miteinander vernetzen und zusammenarbeiten werden. Das scheint mir ein Modell. Es kann durchaus auch sein, dass Klöster dabei wieder anders an Bedeutung gewinnen, als eine Form der Präsenz von Christentum im Niemandsland der religiösen Möglichkeiten.

Walter Plümpe

»LEBEN« IST EIN ANDERES WORT FÜR »GOTT« »AUCH DIE U-BAHN IST EIN PASTORALER RAUM«

SCHWESTER MARGIT FORSTER KÄMPFT IN BERLIN GEGEN MODERNE SKLAVEREI

BERLIN. Haben Orden eine Zukunft? Die Berlinerin Schwester Margit Forster (60) braucht nicht lange für entschiedenes Ja. Obwohl sie die einzige Deutsche im international tätigen Orden der Comboni-Schwestern ist. »Wenn die Orden beweglich bleiben und sich vom Leben führen lassen«, schränkt sie dabei ein. Sich vom Leben führen lassen? Dabei denkt sie auch an die vielen Menschen, die sie »Tabernakel auf zwei Beinen« nennt, die uns täglich umringen und an denen wir oft unbemerkt vorüber gehen.

Pastorale Räume? Für sie ist jedes U-Bahn-Abteil ein »Pastoraler Raum«. Dort kommt sie mit Menschen in Berührung, ob sie nun glauben oder nicht. Der Weg und der Prozess sind für sie wichtiger als das Ziel. Ordenstracht? Wichtiger ist ihr, dass sie Brücken baut zu Menschen. Und wenn ein Ordensgewand dabei hinderlich sein könnte, bleibt es eben im Schrank. Die Entscheidung dafür oder dagegen ist jeder Ordensschwester frei gestellt.

Lieber erzählt Schwester Margit von SOLWODI, Kürzel für »Solidarity with women in distress«. Zu Deutsch: Solidarität mit Frauen in Not. Rund 300 Frauen – meist Afrikanerinnen – werden im Laufe eines Jahres von ihr und ihrem Team in der Berliner Beratungsstelle betreut. Frauen, die von Menschenhandel und Ausbeutung betroffen sind, die wegen Genitalverstümmelung und Zwangsheirat aus ihrer Heimat geflohen sind, die zur Prostitution gezwungen wurden, die Hilfe bei der Rückkehr in ihre Heimat benötigen.

Solche Frauen will sie von den »Fesseln der modernen Sklaverei« befreien. Ihr Ordensgründer, der italienische Missionsbischof Daniele Comboni (1831–1881), hatte noch buchstäblich die »Fesseln« vor Augen. Heute sind die Methoden des Frauenhandels und der Ausbeutung, der psychischen Versklavung und entwürdigenden Behandlung raffinierter. Statt von Flüchtlingen spricht Schwester Margit lieber von »Hoffnungsträgern«. Und Armutskontinent Afrika? Eine »schwarze Perle« zitiert sie Comboni. »Sie evangelisieren uns.« Weil Gott trotz Menschenhandel und Prostitution zu ihrem Leben dazu gehört. Daher ist die Befreiung aus den Zwängen von Voodoo-Ritualen, das Schöpfen neuer Hoffnung für ihre Frauen das oberste Ziel.

Seit neun Jahren lebt Schwester Margit nun in Berlin. 1979 trat sie in Rom ins Postulat ein, studierte in Rom Theologie, lebte zwölf Jahre in Afrika, war unter anderem Lehrerin in einem Mädchengymnasium in Kenia, »Jugendkaplan« in Uganda, arbeitete sechs Jahre in der Ordensleitung, war in der ordensinternen Ausbildung: ein eher unspektakulärer Lebenslauf in einem Frauenorden. Zu einem »Erwachen« führten Straßenexerzitien mit Pater Herwartz SJ in Berlin. Seine Gemeinschaft auf der Naunynstraße hat sie fasziniert. Acht Monate Auszeit ließen in ihr die Entscheidung reifen, an einer missionarischen Präsenz in Berlin mitzuwirken. Konkret: das SOLWODI-Beratungsangebot zuerst bei den

Marienschwestern in Lankwitz und nun seit bald zwei Jahren neben der Kirche St. Eduard, 1985 von Schwester Dr. Lea Ackermann in Kenia gegründet.

Ordensleben? Für Schwester Margit ein täglich neues Hinhören auf Gottes Weisung, dem Leben in Fülle Raum zu geben, einfach zu leben, die Möglichkeit an der Welt etwas zu ändern. »Leben ist für mich ein Synonym für Gott«. Darum bedauert sie auch die Absage des bundesweiten Treffens von Ordensleuten in Berlin. »Andersorte« vorzustellen. Ordenserfahrungen auszutauschen, das hätte ihr gefallen. »Wir dürfen Gott nicht mit Strukturen und Orden verwechseln«, sagt sie. Darum ist sie auch bei der Frauen-Kommission im Erzbischöflichen Ordinariat und in der Ordens-Arbeitsgemeinschaft dabei. Gute Kontakte zum Beispiel zum Jesuiten Flüchtlingsdienst, zum Afrika-Center, zur kfd (Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands), zum KDFB (Katholischer Deutscher Frauenbund) und besonders zur Katholischen Kirche Nord Neukölln sind ihr selbstverständlich.

Nach einem Wahlspruch für ihr Leben gefragt, antwortet sie: »Vor jedem steht ein Bild des´, was er werden soll; solang er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll.« Dieses Wort von Angelus Silesius, einem deutschen Mystiker des 17. Jahrhunderts, begleitet sie seit fast 40 Jahren und beflügelt sie noch immer. Dieser Gedanke ist für sie grundlegend, wenn es um Berufung geht. Daher stellt sich für Schwester Margit nie die Frage, wie man junge Menschen heute ermutigen kann, in einen Orden einzutreten. Vielmehr gelte es, ihnen zu helfen, ihre ihnen ins Herz gelegte Berufung zu finden und zu leben. »Dass Ordensleben – vielleicht sogar in ganz neuen Formen – dabei sein kann, das dürfen wir dann ruhig und gespannt Gott überlassen.«

Ihr persönliches Vorbild? Da kommen ihr gleich mehrere Gesichter vor Augen: das ihrer Oma, das von Pater Anton Maier, dem ersten Comboni-Missionar, den sie kennen lernte, Pater Christian Herwartz SJ, Dietrich Bonhoeffer. »Eine eigenartige Mischung vielleicht, aber was wohl allen gemeinsam ist, ist die Leidenschaft des radikalen Sich-auf-Gott-Einlassens, die mich fasziniert.«

Ein Zitat, das ihr Ordensleben in der Metropole Berlin kennzeichnet? Mit der Bekämpfung des Menschenhandels und der modernen Sklaverei wird sie manchmal als sehr unbequeme Gesprächspartnerin empfunden. »Wir müssen oft gegen den Strom schwimmen. Aber wir haben auch viele Menschen auf unserer Seite; und wir werden immer wieder ermutigt, weiter auf der Seite der Ausgegrenzten zu kämpfen und zusammen mit ihnen Hoffnungsträgerinnen zu sein.« Darin bestärkt sie die Überzeugung von Daniel Comboni, dass die Werke Gottes am Fuß des Kreuzes wachsen und entstehen. Schwierigkeiten und Hindernisse sieht sie daher oft »nur« als eine Bestätigung dieser Tatsache, als Wegweiser, die sie ermutigen, nicht aufzugeben.

Wer mit ihr Kontakt aufnehmen möchte:

Telefon 030-8100 1170 oder berlin@solwodi.de

Auch als pensionierte Lehrerin, als Ärztin, Sozialarbeiterin oder einfach als Person guten Willens in anderen Berufen kann man sich ehrenamtlich bei SOLWODI einbringen.

Foto: Walter Plümpe

Malen als Therapie. Schwester Margit Forster CMS mit dem Bild einer Klientin.

Schwester Mirjam Fuchs OCD,
Karmel Regina Martyrum

EIN LIED VOM LEBEN?

Wenn Sie auf dem Stadtring Richtung Norden fahren, Richtung Flughafen Tegel – den es ja immer noch gibt – und bei der Ausfahrt »Heckerdamm« rechts abbiegen, sehen sie schon das goldene Kreuz vom Glockenturm der Gedenkkirche Maria Regina Martyrum. Daneben, 20 Jahre später erbaut, der Karmel Regina Martyrum mit dem Gästehaus und dem Klosterladen.

Foto: OCD

Schwester Mirjam Fuchs OCD

Kommen Sie vom Heckerdamm her auf das Gelände, entdecken sie in der Rasenfläche am Boden ein Labyrinth. Unser Labyrinth lädt ein, seinen Weg zu durchschreiten. Es ist der Weg von außen nach innen. In kleiner werdenden Kreisen führt der Weg in die Mitte. Gernot Candolini hat dieses Labyrinth angelegt in unserem Garten zwischen der Straße und dem Kloster. In diesem Raum dazwischen – führt ein Weg von draußen nach drinnen – in die Mitte: Eine Einladung, den Weg zu suchen, ihn zu gehen ...

Unser Gästehaus, unser Kloster, der Karmel in Berlin, in dem ich leben darf, ein Ort der Besinnung, ein Raum der Stille und des Aufatmens mitten in der Stadt? Ja, solch ein Ort ist unser Kloster und unser Gästehaus. Unsere Gäste beschreiben das so:

Was für ein Segen, diesen Ort hier in der Stadt zu haben! Ein Ankerplatz, wenn die Wogen des Lebens zu hoch schlagen ... Danke für die vielfältigen Inspirationen, für die Gelegenheit zur Rückbesinnung, zur Neubesinnung ...

Voller Dankbarkeit für die guten Tage bei Ihnen fahre ich gestärkt wieder nach Bayern zurück. Ihr Kloster ist für mich wie das Finden der Mitte, wie ein Labyrinth: Ich kann nicht in der Mitte bleiben, aber ich gehe verändert, beschenkt wieder zurück ...

... dieser Ort mitten in der Stadt ist eine Insel des Zeugnisses, dass der Mensch ein gesicherter Ort der Anwesenheit Gottes ist.

Berlin – im Kloster. Draußen die Stadt,
Drinnen die Stille, die Lieder ...
Ein Gegensatz?
Vielleicht dasselbe Lied vom Leben

Ein Lied vom Leben? Ein kontemplatives Kloster im Bistum Berlin, ein Ort des Gebetes in der Diaspora, mitten in der Stadt, nahe an sozialen Brennpunkten, leicht erreichbar und offen für Menschen, die zu uns kommen – als Gruppe

oder Einzelne. Gäste können Kraft schöpfen für den Alltag und Gottes Spuren im eigenen Leben entdecken. Wir versuchen, den Raum dafür anzubieten. Das Schweigen, das wir Schwestern in unserem Alltag als Reichtum – als ein Geschenk – erleben, möchten wir mit anderen teilen. Am Anfang des Weges – und jeder Gottsuche – steht die Sehnsucht.

»ALLES BEGINNT MIT DER SEHNSUCHT!« »Gott, du mein Gott, **dich** suche ich, meine Seele dürstet nach dir«
Psalm 63

Da ist **ein Gegenüber, ein Du!** Für **Teresa von Avila**, unsere Ordensgründerin, ist das Gebet **»das Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft und gern zusammen sind, um mit ihm zu reden, weil wir wissen, dass er uns liebt.«**

Teresa von Avila, von Päpsten und Theologen die große Lehrmeisterin des Gebetes genannt, ist der Meinung, dass **alle** Menschen eingeladen sind, den Weg der Freundschaft mit Gott zu gehen. In einer biblisch geerdeten Spiritualität sieht sie in der Nächstenliebe den besten Ausdruck der Gottesliebe und betont, dass es in allem nicht darauf ankommt, viel zu denken, **sondern viel zu lieben**. Über die Jahrhunderte hinweg ist ihre Schule des Gebetes aktuell geblieben – auch in dem Jahr, in dem wir ihren 500. Geburtstag feiern.

Diese Freundschaft **mit Gott und den Menschen** mündet für mich, für uns Schwestern in die **Fürbitte** – das Gebet **für** die Menschen, die ich wahrnehme in all ihren Anliegen, Sorgen und Nöten, sei es in der allernächsten Umgebung oder in der weiten Welt.

Ein Zitat von Teresa: **»Die Welt steht in Flammen! Es ist nicht die Zeit, an Geringfügiges zu denken ...« ...**

O, ja, die Welt steht auch heute in Flammen: Da sind Flüchtlingsfamilien, die bei uns Heimat suchen, wir hören von Kindersoldaten, von großen Naturkatastrophen, von Anschlägen auf Moscheen und Kirchen, von Krieg in der Ukraine, im Nahen Osten, Afghanistan, Nigeria, Syrien, Sudan, endlos könnte man diese Reihe fortsetzen ...

Jeden Mittag 12 Uhr beten wir in der Krypta unserer Gedenkkirche **um Frieden** und wissen uns in diesem Anliegen verbunden mit allen Menschen, die unter Unfrieden und Krieg leiden oder auch auf vielfältige Weise Schritte des Friedens wagen.

In einem profanen Reiseführer für Berlin – grell blau mit dem Foto einer Currywurst auf dem Einband – ist u. a. über die Gedenkkirche und den Karmel zu lesen: **»Es tut gut zu wissen, dass mitten in dem unfassbar großen Berlin jeden Tag um die gleiche Zeit für Frieden gebetet wird.«**

Wir leben in der Gemeinschaft der Kirche und in geschichtlichen Zusammenhängen. Wir leben als kontemplative, betende Gemeinschaft mitten in der Stadt – an einem **besonderen Ort** – an einem Ort des Gedenkens: neben der Gedenkkirche Maria Regina Martyrum.

Dieser Ort, angebunden an den geschichtsbeladenen Ort in der Nähe, Plötzensee, ist eine immer neue Herausforderung und immer wieder dürfen wir in Begegnungen erfahren, dass Erinnerung heilsam sein kann, wo Unbegreifliches das Leben belastet.

Freya von Moltke, die Witwe des 1945 in Plötzensee hingerichteten Widerstandskämpfers Helmuth James v. Moltke, schrieb uns zu unserem 25jährigen Jubiläum: *»Die Lebensregeln des Karmel sind ganz im Innern und in der Stille beschlossen, aber der Karmel ist in Berlin Teil eines sehr öffentlichen Dienstes. Zwar können die Schwestern nicht ungeschehen machen, was in Plötzensee geschehen ist, aber sie setzen dem früheren Unheil ihr Heil entgegen. Weil sie vermögen, neben dem Ort des Grauens ihr Heil zu leben, erschaffen sie ein währendes und heilendes Erinnern.«*

Ich möchte Sie kurz mitnehmen an den Ort, an dem wir leben dürfen, an dem das Erinnern eine heilende Kraft haben kann. Die Gedenkkirche Maria Regina Martyrum. Dieser Ort birgt ein Geheimnis; dieser Ort bietet einen Raum an, jenseits von Erwartetem. Oft ist der Besucher zuerst einmal sprachlos und ich teile diese Sprachlosigkeit immer wieder neu, angesichts des Ortes mit allem, was seine Architektur und Kunst vermitteln. Ein Raum des Erinnerns an Dunkles und Lichtes. Alles hat Platz. Das große Altargemälde von Georg Meistermann lädt ein, Gottes Verheißung zu trauen.

Diese Kirche, neben der wir leben dürfen – **mit** der wir leben –, die unsere Klosterkirche geworden ist, ist auch immer mehr zu **meinem Ort** geworden – ein spiritueller Ort der Stille, des Gebetes – ein Ort des Gedenkens und Erinnerns – auch ein ökumenischer Ort, denn unsere gelebte Ökumene heute baut auf der Ökumene der Martyrer von Plötzensee auf. Unsere Gedenkkirche ist ein Ort der Begegnung für viele: Christen und Nichtchristen, für Glaubende und Nichtglaubende, für Menschen aus verschiedenen Kulturen, für Kunstinteressierte und Geschichtskundige, für Junge und Alte.

Ich erlebe, wie junge Menschen die Botschaft dieses Ortes verstehen, sie ahnen das Unverstehbare, das die Kunst anschaulich macht. Sie begegnen Vergangenem, unserer deutschen Geschichte, auch dann, wenn es keine Zeitzeugen mehr gibt – und sie begegnen gleichzeitig Gegenwärtigem. Mahnende Erinnerung kann zur wachen Verantwortung werden. So stärkt dieser Ort. Für mich ist es ein Hoffnungsort.

Martin Liebig

EIN OBDACH FÜR DIE SEELE

REPORTAGE ÜBER JESUITENPATER CHRISTIAN HERWARTZ

Ich bin eingeladen in der WG Naunynstraße 60. Am »Kotti«, so nennen die Kreuzberger liebevoll das Areal am Kottbusser Tor. Direkt am U-Bahnhof noch deutliche Zeichen der Armut, für die der Kiez mal bekannt war, doch hinter einem Brückenbogen beginnt das Bild sich zu wandeln.

Wie viele andere Szene-Kieze ist auch dieser von Investoren entdeckt worden. Die Mieten steigen, die Sozialstruktur verschiebt sich, internationale Restaurants säumen rechts und links die Straßen. An der Ecke Adalbertstraße/Naunynstraße dann eine markante Kneipe: »Der Trinkteufel. Das Tor zur Hölle«. Direkt daneben liegt mein Ziel. Eine Eingangstür voller Graffiti trägt die Nummer 0, die 6 davor ist abgefallen. Das passt: Neben dem »Tor zur Hölle«, ein Himmelsgeschenk – für Menschen, die bei »0« angelangt sind. Eine Herberge, ein Platz zum Durchatmen und Leben. Ich komme pünktlich, aber eine Krisensitzung der Gemeinschaft läuft noch.

Ich nehme Platz und warte, in einer zeitlos schlichten Küche voller Stilleben, die von allen Ecken und Enden zu mir spricht. Da ist Hermann Hesses Gedicht »Stufen«, neben der Vase auf dem Tisch mit einer einzelnen weißen Lilie. Am Schrank ein Text von K.-H. Bieritz, »Das Leben feiern«. Neben dem schmalen Fenster in den Hinterhof eine Pinnwand, auf einer Karte der Sinnspruch: »Das ist wahres Glück. Willkommen sein.« Hin und wieder laute Stimmen, die unverständlich durch die Tür dringen. Dann Stille. Die Gruppe löst sich auf. P. Herwartz heißt mich willkommen. Wir gehen eine Etage höher, in den ruhigeren Teil der WG. Bilder des 83jährigen, hier mit wohnenden Künstlers Christian Schmidt hängen im Flur, ein »Kerzenorchester« ziert sein Zimmer. Ein WG-Bewohner räumt spontan seinen Raum für uns, damit wir uns setzen können. P. Herwartz wirkt müde, die Versammlung hat viel Kraft gekostet. Die Fragen, die ich ihm vorab zugeschickt hatte, werden teilweise verworfen, sie werden dem besonderen Charakter dieser Gemeinschaft nicht ganz gerecht. *»Wir sind eben keine Einrichtung, die sich um die Leute kümmert, sondern wir sind eine Familie, und Familie kann nicht auch noch Sozialarbeiter sein. Ich meine, bis zu einer gewissen Grenze begleitet man den anderen in der Familie, aber Du kannst nicht mehr das ›Professionelle‹ machen. Dann kannst Du nicht der objektive Helfer sein.«*

Foto: Martin Liebig

Auch dann nicht, wenn diese Familie aus Fremden besteht, aus Menschen, die nirgendwo sonst mehr Platz zum Leben haben. Menschen am äußersten Rand der Gesellschaft, wie Obdachlose, Drogenabhängige, entlassene Strafgefangene. *»Dazu gehören verschiedene Gruppierungen, aber eine Gruppierung hat sich eben herausgestellt, das sind die Flüchtlinge.*

Und da nicht die, die vielleicht noch Kirchenasyl oder irgendwas anders als Hoffnung haben, sondern die, die gar keine mehr haben. Die abhängig sind von uns. Weil sie ausgesondert sind schon längst. Die Härtefallkommission und alles ist durch; die, die gar nicht mehr gesehen werden, die ›illegal‹ sind nach dem deutschen Sprachgebrauch. Ich benutze das Wort gar nicht, die irgendwie überleben wollen, nicht zurück können und auch hier nicht geduldet sind.«

Und solche Menschen kommen, sehr viele, immer mehr, von überall her. *»Ich glaube, dass die Freunde, die uns was zutrauen, der Motor sind, dass wir soviel Leute haben. Die, die uns kennen, trauen uns was zu, und dann schicken sie uns jemand.«*

Und dieses Vertrauen ist verdient, über Jahrzehnte schon. Auf den ersten Blick erscheint es einfach: Da ist Platz in einer WG, der kann gefüllt werden. Aber so einfach ist es eben gerade nicht, denn die Menschen hier bringen schwere Lasten mit, Ängste, Traumata, meist schlimme Verluste: Verlust der Heimat – durch Vertreibung oder Flucht, Verlust geliebter Menschen – durch Tod oder erzwungene Trennung auf der Flucht, Verlust noch verbleibender Lebenszeit – durch schwere Erkrankung, vor allem aber Verlust von jeglichem Rest an Sicherheit, menschlicher Nähe und sozialem Netz. Nur ein letztes, kleines Fünkchen Hoffnung ist noch da: Hier in der Gemeinschaft doch noch einen Platz zu finden. Denn hier ist jeder willkommen, gleich woher, gleich welcher Religion, gleich wie alt, gleich wie leistungsfähig, gleich welcher ›Status‹, gleich welches Schicksal. Alle sind gleich. Alle werden mit offenen Armen empfangen, auch wenn es viel Kraft und Zeit kostet. *»Das ist manchmal sehr schmerzhaft. Da musst du erst mal durch die Schmerzen des anderen durch, weil*

Foto: Martin Liebig

EIngang zur WG Naunynstraße in der Adalberstraße

sie die eigenen geworden sind. Dann [erst] kommst Du in einen Abstand, und das dauert manchmal drei oder vier Tage, wenn jemand neu kommt«.

Was fast nach einem therapeutischen Ansatz klingt, aber eben gerade keiner ist, sondern schlichte Notwendigkeit, Voraussetzung für das Leben in dieser besonderen Gemeinschaft. Denn hier ist man einander ständig nah, so nah wie sonst kaum irgendwo. Privatsphäre gibt es nur wenig, wo bis zu 7 Menschen in einem Zimmer schlafen. Soviel Nähe kann heilsam sein, aber auch als bedrängend eng empfunden werden, und Konflikte ergeben sich fast zwangsläufig, wo Menschen so dicht beieinander leben. Konflikte, die nicht unter den Teppich gekehrt, sondern gelöst werden müssen, damit sie nicht die Atmosphäre vergiften. Deshalb kann es sogar notwendig werden, noch verdeckte Konflikte bewusst offen zu legen, um sie rechtzeitig entschärfen zu können. *»Ich glaube, dass ich das Zuhören gelernt habe. Ich glaube, dass ich gelernt habe, in Konflikte zu gehen. Das kann Verschiedenes heißen, dazwischen zu gehen im Streit, oder es kann auch heißen in der Kirche, oder wo ich gerade bin, im Betrieb, Konflikte anzusprechen, damit spalte ich immer, aber vor dem Spalten keine Angst zu haben.«*

Doch selbst dabei wird immer die riskante Nähe beibehalten, wird P. Herwartz nicht zum Richter oder Schlichter, der aus sicherer Distanz handeln könnte. *»Ich bin Teil davon. Ich steh nicht dem gegenüber, sondern ich bin Teil davon, das ist der Unterschied. Wenn ich Brücke sein kann, ist es gut so, oft bin ich es nicht.«*

So leben kann man nicht automatisch, nicht sofort, es erfordert ein gemeinsames Lernen aneinander und miteinander, und die Bereitschaft dazu. Und es kann auch scheitern. *»Das ist im Augenblick bei dem Konflikt unten das Problem, wie lernt man das hier, in der Gemeinschaft leben, und wieviel sind wir bereit, den anderen mit rein zu nehmen und ihm Hilfestellung zu geben, und wenn er es nicht will, auch zu sagen: ›Du, dann musst Du gehen‹, oder so was Ähnliches, das sind ja genau die Fragen, an denen wir knapsen.«*

Damit das Zusammenleben gelingen kann, hat die Gemeinschaft sich selbst feste Regeln gegeben. Dazu gehört, den anderen nicht zu fragen, wer er ist, oder woher er kommt, sondern zu warten, bis er es selbst sagt, von sich aus. Statt zu fragen, eher etwas von sich selbst zu erzählen. *»Also das Leben zu teilen, aber nicht auszufragen, weil das diese ›Polizeifragen‹ sind.«*

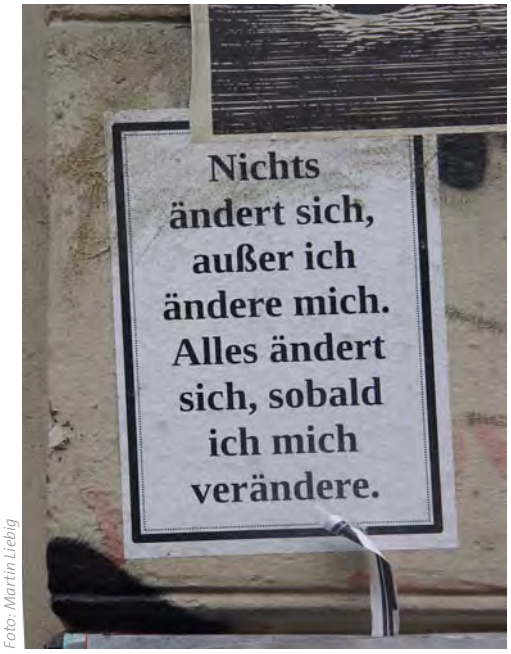


Foto: Martin Liebig

Denn solche Fragen kennen gerade Flüchtlinge nur zu gut, aus Verhören und Kontrollen, von Polizei, Militärs, bewaffneten Freischärlern, Grenzposten, Menschenhändlern, aber auch von deutschen Behörden. Solche Fragen rühren an schlimme Erfahrungen, wecken alte Ängste. Auf sie zu verzichten ist deshalb ein wichtiger Schritt. So kann Vertrauen wachsen, kann vielleicht ein Herzensfunke die Kluft zum anderen, zum Fremden überspringen. *»Und dann, wenn der springt, erzählt der andere auch von sich.«*

Die nächsten Schritte ergeben sich aus dem Zusammenleben, aus einer feinen Balance zwischen Verbindlichkeit und Freiheit, zwischen einer tragfähigen gemeinsamen Basis und Anerkennung von bereicherndem Anderssein. *»Ich bin Christ und ich feiere jeden Dienstag Abend nach dem Kommunitätsabend einen Gottesdienst, und da sind die meisten dabei.«*

Die bewusste Trennung zwischen verbindlichem Gemeinschaftsabend und freiwilligem Gottesdienst ist dabei nicht ir-

Foto: Martin Liebig

Pater Christian Herwartz SJ (links) mit unserem Autor Martin Liebig

gendwelchen Berührungsängsten innerhalb der multireligiösen Gemeinschaft geschuldet, oder einer Trennung zwischen Alltags-Identität und religiöser Identität, sondern dient wie alles andere der Freiheit. *»Ich hebe die Liturgie nicht ab von meinem Alltag, Leonardo Boff hat die letzte Zigarette seines Vaters als Sakrament bezeichnet, da hat er recht, finde ich. Aber wir setzen es ab, damit wir dem anderen die Freiheit lassen. Ich möchte dem anderen nichts aufdrücken, seine Spiritualität, seine Gläubigkeit lassen.«*

Das Angebot ist da, seine Annahme freiwillig. Der Erfolg zeigt sich im offenen Miteinander der Religionen. So kann es sogar dazu kommen, dass ein gläubiger Muslim in eine christliche Messe einführt. Das Vertrauen in den anderen, auf beiden Seiten, macht es möglich, gewachsen aus dem Erleben tragfähiger Gemeinschaft. Damit dieses Vertrauen erhalten bleibt, muss manchmal auch eine Grenze gezogen werden. *»Den Kommunitätsabend versuche ich sehr nur auf die, die hier wohnen zu beschränken. Das geht auch nicht ganz, aber das ist die Tendenz. Damit es keine öffentliche Veranstaltung wird. Das zerläuft doch sonst, wenn alle rein kommen. Das ist doch kein öffentlicher Gottesdienst in der Kirche, sondern was gemeinschaftbildendes in der Kommunität. Damit wir reden können. Ich mach doch die Bedingungen des Redens kaputt, wenn ich sage, da kommen alle. Das ist doch eine Frage, wieviel kann ich reden vor Fremden?«*

Dieses tiefe Vertrauen, das die Gemeinschaft durchzieht und zusammenhält, und überhaupt die Möglichkeit dieser besonderen Form des Zusammenlebens, können nur verstanden werden von den Menschen her, die sie begründet haben. Drei Ordensleute, deren Biographien selbst für die Gesellschaft Jesu ungewöhnlich sind. Statt der ›üblichen‹ Arbeitsfelder in Mission, Seelsorge oder Schule, hatten Michael Walzer SJ (28.5.1948–29.1.1986), Franz Keller SJ (19.8.1925–9.1.2014) und P. Christian Herwartz SJ (geb. 1943) eine andere Vision: Sie wollten Grenzen überschreiten, um Gräben zu überwinden, Gräben mitten durch unsere eigene Gesellschaft, die vielen Menschen gar nicht (mehr?) bewusst sind. Die Gräben zwischen dem, was Heinrich Zille als sein »Milljöh« bezeichnet hat, und dem Rest.

Die Vorlage 9 »Kirche und Arbeiterschaft« der Würzburger Synode von 1974 kommt zu dem ernüchternden Befund: »Das Verhältnis der Kirche zur Arbeiterschaft ist gestört; die weitaus überwiegende Mehrheit der Arbeiterschaft hat entweder nie zur Kirche gehört oder ist doch im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Schichten am weitesten von ihr entfernt. Für diese Entfremdung gibt es auch Gründe innerhalb der Kirche, weil sie die Arbeiterschaft seit der Zeit ihres Aufkommens entweder übersehen oder die eigentlichen Probleme dieser aufstrebenden Schicht nicht erkannt hat«. Dasselbe Dokument würdigt aber

auch die unermüdlichen Bemühungen einer Vielzahl von Initiativen, Vereinen, Verbänden und Werken, diese Entfremdung zu überwinden. Darunter schon sehr früh die Arbeiterpriester. P. Herwartz bringt es auf den Punkt: *»Ich bin ja Arbeiterpriester, und wir sind über eine Grenze gegangen, und wenn Du über diese Grenzen gehst, dann bist Du erst mal raus, also das tut man nicht, als Seelsorger ist man für andere da, und die Arbeiterpriester sagen, nee, aus dem Für ins Mit gehen, und das habe ich hier auch gemacht, ins Mit zu gehen.«*

Leben zu teilen, statt von außen darüber zu urteilen, Solidarität zu üben durch Mit-Leben unter gleichen Bedingungen, das ist das Charisma der Arbeiterpriester. Sie arbeiten an den gleichen Arbeitsplätzen, in Fabriken, als Hafenarbeiter oder Handwerker, und wohnen in den gleichen Mietwohnungen wie andere Arbeiter auch. Auch in der Naunynstr. 60. Die Frage nach dem Ziel der Gemeinschaft beantwortet P. Herwartz so: *»Mensch werden will ich, das ist meine größte Absicht. Man kann sich dabei unterstützen, oder auch herausfordern. Im Christlichen, da ist auch die Menschwerdung das Zentrale. Jesus ist jemand, der sich um Menschwerdung bemüht hat und mir damit ein Vorbild ist. Menschwerdung Jesu ist, denke ich, die, dass er an die Ränder gegangen ist, dass er nicht im eigenen Milieu hängengeblieben ist. Da, wo Menschen abgeschrieben werden, sie nicht abzuschreiben. Wenn ich mit den Menschen Kontakt haben will, muss ich bis zu den Rändern Kontakt suchen, muss ich immer diesen Schritt über*

Ein Grafitti am Eingang bringt es auf den Punkt:

Hier lebt ein Bruder!

diese Konventionen und sonst was hinweg gehen. Im vertrauten Milieu zu bleiben ist ja nicht die Herausforderung. Solange man im Mainstream bleibt, wird man nicht Mensch.«

Diese Art der Menschwerdung erfordert einen ganz besonderen Typ von Geistlichem, was die Frage der Nachfolge von P. Herwartz, der sich aufgrund einer Parkinson-Erkrankung zurücknehmen muss, sehr erschwert. Selbst der Provinzial der Jesuiten hat keinen geeigneten Kandidaten. *»Der müsste nicht mich nachmachen, darum geht's nicht, aber diese Nähe, abends Menschen aus was weiß ich wieviel Nationen und den Tag über irgendwie eine pastorale Arbeit, das kriegt man nicht zusammen. Das ist die Erfahrung.«*

Tatsächlich haben sich schon zwei erfahrene und belastbare Geistliche daran versucht, einer aus der Seelsorge an Migranten, der andere Gefängnis-Seelsorger. Beide mussten aufgeben. P. Herwartz weiß auch, dass einer allein diese Arbeit niemals wird bewältigen können. *»Durch den Tod vom Franz, der letztes Jahr gestorben ist im Januar, ist die Grundgemeinschaft von Zweien nicht mehr da, und ich als Einzelner kann nicht zwei sein. Das muss eine Gemeinschaft sein, das müssen zwei/drei sein. Ein Einzelner, der ist dann in derselben Situation wie ich.«* Und es gibt eine unaufgebbare Voraussetzung, die Kandidaten mitbringen müssen: *»Sie müssen die Leute lieben. Die Menschen, also die konkreten hier.«*

Das allein wäre schon Aufgabe genug, aber P. Herwartz ist noch auf weiten Gebieten aktiv. Neben den »Exerzitien auf der Straße« organisiert er auch Gebet-

und Mahnwachen, und die sind nicht so einfach, wie man vermuten würde. Ein Anliegen, dass ihm besonders am Herzen liegt, ist die Mahnwache vor dem Abschiebe-Gefängnis am Flughafen Berlin-Schönefeld: *»Ich führe einen Prozess. Gegen die Bundesrepublik Deutschland. Das ist doch nicht was, was man jeden Tag macht. Und der Prozess liegt jetzt schon, nach dem Weg durch die Instanzen, beim Bundesgericht. Wir machen seit über 20 Jahren Mahnwachen vor dem Abschiebe-Gefängnis, und dann haben wir festgestellt, dass auf dem Flughafen auch eins gebaut worden ist, und dann wollten wir dort auch eine Mahnwache machen. Das ist uns verboten worden.«* (Einzelheiten: www.Flughafenverfahren.wordpress.com).

P. Christian Herwartz, ein Ankermensch, der Halt und Heimat bietet für Menschen, die im Leben Schiffbruch erlitten haben, lebt ein Leben, das man sich kaum vorstellen kann. Und doch ist es so real wie die Menschen, die uns tagtäglich aus Zeitungen und Nachrichten entgegen schauen. Sogar noch realer, denn er begegnet genau solchen Menschen persönlich, jeden Tag neu. Seine Gemeinschaft lebt ein ungeschminktes Leben, ohne Make-up, ohne Schutzpanzer oder Grenzzaun, aber immer in Liebe. Tätige Nächstenliebe. »Das Leben ist, wie es ist. Es ist so, wie es nach Gottes Willen sein soll oder wie er selbst es zulässt.« (Papst Franziskus, am 13.4.2013 im Gästehaus St. Marta). Ein Grafitti am Eingang Naunynstr. 60 bringt es (ungewollt?) auf den Punkt: Hier lebt ein Bruder!

Das Blog von P. Christian Herwartz: https://nacktesohlen.wordpress.com/

Der Autor ist Informatiker und Theologe. Zusätzlich Lehramtsstudium katholische Religionslehre und Geschichte. Tätig als freiberuflicher Dozent und Lehrer. Verheiratet mit Jacqueline Liebig.

Foto: Martin Liebig

Am Küchenschrank ein Text von K.-H. Bieritz: »Das Leben feiern«

Vera Krause

MAXIMALE PARTIZIPATION

ERFAHRUNGEN, LERNINHALTE UND ZUSAMMENHÄNGE DER ERSTEN PASTORALEN LERNREISE AUF DIE PHILIPPINEN

Maximale Partizipation der Menschen im kirchlichen Leben ist eines der pastoralen Ziele, die das Referenten-Team des philippinischen Pastoralinstituts »Bukal ng Tipan« für seine Kirchenkurse formuliert. Das Institut steht damit im Dienst einer Kirchenentwicklung, die möglichst viele Menschen aktiv am Leben der Kirche und ihrer Sendung beteiligen möchte. Das ist in Asien gute Tradition. Bereits vor 25 Jahren hat sich die gesamtasiatische Bischofskonferenz (FABC) gemeinsam für diesem Weg entschieden und ihre pastoralen Anstrengungen entsprechend danach ausgerichtet. Die Realität, die daraus erwachsen ist, haben sich 9 Pfarrer und 5 Mitarbeitende aus dem EBO während einer pastoralen Lernreise des Erzbistums Berlin im November/Dezember 2014 am Beispiel der Philippinen näher angeschaut.

Christkönigssonntag 2014. Regens Matthias Goy bringt es am Ende der Hl. Messe in der »St. Arnold Janssen Shrine Parish« in Taytay am Rand der Metropolregion Manila staunend auf den Punkt: »Was war das für eine schöne Liturgie!« Ich schaue mich in diesem Moment noch ein wenig hektisch um und zähle und zähle. Ich ende schließlich bei 54. Und auch ich staune: 54 Frauen und Männer, Jugendliche und Kinder, die gerade die Sonntags-Liturgie *aktiv* mitgestaltet haben. Sakristeidienst, Blumenfrauen und Frauen, die vor Beginn des Gottesdienstes die Kommenden vor der Kirche freundlich begrüßen. Lektorinnen, Kantorinnen, Kollektantinnen und Kommunionhelfer, die in ihrem Dienst je von einem Jugendlichen begleitet werden. Frauen, die mit auf die vielen Kinder achtgeben, Schola, Instrumentalgruppe, Messdiener und eine Gruppe von Mädchen, die zum Gloria und nach der Kommunion in für uns tief anrührender Weise ein Körpergebet tanzen, wie man es vielleicht nur in Asien erleben kann.

Kirche aktiv mitgestalten

An den nachmittäglichen Gottesdienst schließt sich eine Prozession mit dem Allerheiligsten durch die umliegenden Wohnviertel an. Das ist zu Christkönig Tradition auf den Philippinen. Hierbei erleben wir eine typisch katholische Volkskirche, wie wir sie von der Tradition her auch aus dem »alten Europa« kennen. Damit sind zwei interessante Pole benannt, die für die Kirche auf den Philippinen typisch sind: Die katholische Kirche auf den Philippinen ist in vielem – nicht zuletzt in ihrer Breite: über 80 Prozent der Bevölkerung sind katholisch – noch immer eine Volkskirche, die in der Gesellschaft vielerorts gut verankert ist.

Foto: Dieter Tewes

Auf unserer pastoralen Lernreise können wir so manche Lektion direkt dem (Glaubens-)Leben ablesen, wie es uns ganz selbstverständlich begegnet: Leiterin einer Kirchlichen Basisgemeinde mit einer Bibel in Händen, die in einer Weise »gebraucht« aussieht, dass es keine Worte mehr braucht, um uns die zentrale Bedeutung des Bibel-Teilens im kirchlichen Alltag auf den Philippinen verständlich zu machen.

Doch die Kirche auf den Philippinen ruht sich nicht darauf aus, genügt sich darin nicht. Vielmehr hat sie schon wenige Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil damit begonnen, die Gemeindemitglieder aktiv mit hineinzunehmen in die *Verantwortung* für das kirchliche Leben.

Die Menschen sollten und sollen nicht einfach »nur« kommen, sondern ihre Kirche selbst gestalten dürfen: als lebendige Steine, als Getaufte, die mit Gottes Geist erfüllt ihre Begabungen und Charismen einbringen.

Verantwortung teilen

Dafür wird viel getan: charismenorientierte Ausbildung, beständige Weiterbildung, geistliches Üben und geistliche Begleitung, Sendung. Wir spüren den Menschen ihr tiefes Zugehörigkeitsgefühl zur Kirche an und eine tiefe innere Freude an den kleinen und großen kirchlichen Diensten, die wertgeschätzt sind: von den Gemeinden genauso wie von den kirchlichen Amtsträgern.

Dieses Miteinander ist und bleibt ein Weg, der beständig weitergegangen wird. »Formation« ist das englische Wort dafür. Es bezeichnet nicht einfach eine Schulung, sondern buchstäblich eine ganzheitliche christliche »Formung« der Menschen in den Gemeinden. Damit ist niemand fertig nach einer bestimmten Kurseinheit. Es geht vielmehr um ein lebenslanges Lernen, Wachsen und Reifen, mal mehr, mal weniger intensiv, je nachdem, wie es die Lebensumstände erlauben oder fordern. Die Kirche begleitet die Menschen in ihrem Engagement, nimmt sie ernst – und in die Verantwortung. Das tut allen gut.

Lebenslanges Lernen im Glauben

Uns tut die gemeinsame pastorale Lernreise auf die Philippinen gut. »Neues sehen, um neu zu sehen«, das haben sich Regens Matthias Goy und Uta Raabe, Dezernatsleiterin Seelsorge, bereits weit im Vorfeld des Aufenthaltes auf den Philippinen gewünscht. Als wir am Sonntagabend des Christkönigsfestes ins Bukal-Institut zurückkommen, ist es längst dunkel. Und wir haben bereits viel Neues gesehen:

Am Dienstagmittag die Abreise aus Berlin, aus Bochum, Petershagen, Greifswald und Zinnowitz über Hamburg und Dubai nach Manila auf den Philippinen. Am Mittwochabend Ankunft auf dem Marienhügel in Taytay – am östlichen Rand der gut 18 Millionen Einwohner-Metropolregion Manila. Das Pastoralinstitut Bukal ng Tipan (Quelle des Bundes) erlaubt uns einen wohltuenden Abstand dazu. Das Haus in Trägerschaft des Missionsordens »Kongregation von der unbefleckten Empfängnis Mariens« (CICM) liegt abseits der Straße und bietet einen eindrucksvollen Ausblick auf die Hauptstadt der Philippinen. An den Tagen, die folgen, tasten wir uns behutsam hinein in die Welt, die uns für die nächsten gut zwei Wochen umgeben wird:

Taytay mit seinen 300.000 Einwohnern in großstädtischer Randregion. Die meisten Menschen haben ein festes Einkommen, im Großen und Ganzen hat eine langsam aufstrebende Mittelschicht dort ihr Zuhause. Auf dem Weg mitten hinein in die Hauptstadt der Philippinen oder an die Manila-Bay nehmen wir auch die Lebensumstände der Menschen wahr, deren Alltag von Armut geprägt ist: Slumhütten säumen Flussläufe, Bahnstrecken oder die Wege durchs Industriegebiet. Es ist keine Verelendung, die uns hier begegnet. Doch der alltägliche Kampf sehr vieler Menschen für eine bessere Zukunft – vor allem für die vielen Kinder und Jugendlichen in der Bevölkerung – ist augenscheinlich und berührt uns im Innersten.

Philippinen erleben

Rund um die Wallfahrtskirche von Baclaran, einem der zentraleren Stadtteile von Manila, erleben wir erstmals etwas von der tiefen Frömmigkeit der Menschen auf den Philippinen. Vor dem Gnadenbild »Unserer Lieben Frau von der Immerwährenden Hilfe« finden wir als Gruppe zum gemeinsamen Gebet zusammen. Einige hundert Menschen aus der Umgebung tun es uns in diesem Moment gleich. Angehörige aller Generationen und aller möglicher sozialen Schichten kommen und gehen an diesem gewöhnlichen Donnerstagnachmittag. Neben der Gottesmutter ist ihnen auch die Verehrung Jesu, des Gekreuzigten, ein Herzensanliegen.

Aussicht vom Bukal-Institut auf Metro-Manila.

Foto: Dieter Tewes

An der Manila Bay schauen wir das erste Mal aufs Meer. Und wir lassen uns treiben inmitten tausender meist junger Menschen, die dort ihre Freizeit verbringen. Die Bars und Restaurants, ein kleiner Vergnügungspark sowie das riesige Einkaufszentrum »Mall of Asia« offenbaren uns eine weitere Facette philippinischen Lebens von heute: eine Konsumkultur nach westlichem Vorbild. Für die Kirche auf den Philippinen gehört das zu den großen Herausforderungen: Die jüngeren Generationen, die sich nach anderen Werten auszurichten beginnen als noch ihre Eltern, nicht aus dem kirchlichen Leben zu verlieren.

In der Pfarrei St. Joseph in Las Piñas erfahren wir hautnah, wie viel dafür getan wird, dass der christliche Glaube in lebensdienlicher Weise seinen Platz im Alltag der Menschen behält – oder zurückgewinnt. Gut 50.000 Katholiken zählt die Pfarrei im Süden der Metropolregion Manila. Damit befinden wir uns in einer Pfarrei mittlerer Größe, zwei Priester stehen in der Verantwortung. Tragen können sie diese Verantwortung nur, weil sie sie mit vielen Männern und Frauen in den dazugehörenden Gemeinden vor Ort teilen (dürfen und wollen).

Gemeindearbeit

Priester, ehrenamtliche Gemeindeleiter/-innen, Gottesdienstbeauftragte und Katechet/-innen bilden das pastorale Gerüst, aus dem im Zusammenspiel mit noch vielen weiteren kleineren Diensten äußerst lebensnahe pastorale Räume entstehen, deren Größe allein nichts aussagt über die Lebendigkeit der einzelnen Gemeinden darin. Die partizipative Struktur des gesamten kirchlichen Lebens sowie regelmäßige Zeiten und Räume, in denen die Menschen *miteinander* beten, die Bibel teilen und das Leben im Licht des Glaubens anschauen – und (sozial) gestalten –, gehören zu den entscheidenden Säulen, die das Leben der Kirche auf den Philippinen tragen.

Spiritualität und Partizipation

Darüber haben wir inzwischen viel gelernt. Angefüllt mit Erfahrungen und Eindrücken beginnen wir den eigentlichen Pastoralkurs im Bukal-Institut: mit Kurzexerzitien.

Das Bewusstsein darüber, dass kirchliche bzw. pastorale Zukunftsarbeit stets *geistliche Wegarbeit* ist, hat seine ganz praktische Konsequenz in der Arbeitsweise des Bukal-Teams. Kein Nachdenken über Kirche, keine Beschlüsse über kirchliches Leben oder über die dafür notwendigen kirchlichen Strukturen, nicht einmal eine Abteilungskonferenz oder Dienstbesprechung im engeren Kollegenkreis ohne ein angemessenes Maß an Zeit und Raum, die Gott gehören – und uns im Hören auf sein Wort. Die Bibel ist *die* Quelle, nicht ein Impuls unter vielen.

Foto: Dieter Tewes

In Las Piñas begrüßen uns bei einem Rundgang die Mitglieder verschiedener Kirchlicher Basisgemeinden der Pfarrei St. Joseph voller Freude in den Straßen der jeweiligen Stadtviertel. »MKK« ist auf der philippinischen Landessprache Tagalog die Abkürzung für »KBG« = Kirchliche Basisgemeinde.

Vertrauen und Gemeinschaft

Pater Mark Lesage CICM, Estela Padilla, Aleli Gutierrez und Jojit Guevara wecken im Laufe der Tage in uns dieses Bewusstsein in überzeugender Weise neu. Zu Anfang tun wir uns schwer, doch nach und nach werden wir innerlich weiter und verlieren zunehmend die Angst, voreinander ehrlich zu sprechen und unseren Glauben auszudrücken.

Das wachsende Vertrauen erfahren wir als wertvolles Geschenk aneinander. Und längst machen wir unsere Nächte zu Tagen. Das Bedürfnis, uns intensiv auszutauschen, wächst von Tag zu Tag. Nicht selten wird es nach 3 Uhr nachts, bis auch die Letzen von uns ihre Gespräche beenden. Das dichte Programm der Tage lädt dazu ein, doch vielleicht noch mehr all das, was sich in uns persönlich ereignet. Der Rahmen, den das Bukal-Institut uns fern der Heimat bietet, erweist sich als goldrichtig für einen Lernweg, den das Erzbistum Berlin bisher so noch nie gegangen ist. Einen sehr persönlichen Gewinn, den vor allem die Priester untereinander als wertvoll erfahren, drückt Pfarrer Bernd Krause schon unterwegs so aus: »Ich habe immer gedacht, ich kenne euch. Doch das stimmte gar nicht. Jetzt kenne ich euch und ich bin total dankbar dafür!«

Foto: Dieter Tewes

Vier intensive Seminartage in der Mitte unserer Reise ermöglichen uns die Aufarbeitung und Durchdringung des Erlebten. Hier führt uns Estela Padilla, die sich mit Pater Mark Lesage (links am Bildrand zu sehen) abwechselt, durch die Einheit. Die Bukal-ReferentInnen arbeiten stets im Team und leben uns damit in überzeugender Weise vor, was für partizipative Kirchenformen grundlegend ist: echte Zusammenarbeit!

Beziehung zu Jesus Christus

Der biblische Text, der uns durch unseren geistlichen Kursbeginn leitet, ist die Erzählung von der wunderbaren Speisung der 5000 nach Johannes (6,1-15). Wir gehen intensiv und kreativ mit der Schriftstelle um, die uns buchstäblich zum Weg durch zwei Tage wird. Jede/r Einzelne ist gefragt: Wer bist du? Wo stehst du? Wie stehst du in Beziehung zu Jesus Christus?

Philippus und Andreas erinnern uns an unsere eigenen Verhaltensmuster, die mal von unseren Begrenzungen, mal von unseren Möglichkeiten zeugen. Wie lernen wir, unseren Möglichkeiten und den Möglichkeiten unserer Gemeinden mehr zu trauen als den vermeintlichen Begrenzungen, von denen wir uns vielleicht allzu oft lähmen lassen?

Immer tiefer hinein in unser persönliches wie gemeinschaftliches Leben und Glauben führt uns schließlich der Impuls: »From crowd to community«. Estela hält uns die Worte zunächst auf einer Pappe einfach hin: »Von der Menge zur Gemeinde/Gemeinschaft«. Schnell spüren wir, dass das keine äußere Frage und dass es eine entscheidende Frage ist: die Frage nach der inneren Qualität unseres Glaubens und Lebens. Sie zielt auf unser inneres Beteiligtsein: als Priester, als Hauptberufliche in der Pastoral, als Glieder des Volkes Gottes, das die Kirche ist, die rund um die Erde aktuell auf mitunter sehr unterschiedlichen pastoralen Wegen ihre Sendung in der Nachfolge Jesu zu leben sucht.

Nah bei den Menschen

Als wir am siebten Tag unserer Reise im Bukal-Institut unseren eher geschlossenen Seminarteil beginnen, haben wir auf den Philippinen bereits deutliche Unterschiede zu unserer kirchlichen Wirklichkeit in Deutschland entdeckt:

Die Kirche auf den Philippinen ist näher dran an den Menschen, wird von viel mehr Personen direkt mitgetragen und zeigt sich sozial engagierter. Innige Volkskirche und alternative Formen lokaler Kirchenentwicklung widersprechen sich nicht, sondern holen die Menschen da ab bzw. finden sie dort, wo und wie sie leben und glauben – buchstäblich: Von der Kirche vor Ort *selbst* durchgeführte Sozialraumanalysen sind genauso grundlegend für die Ausrichtung der (Sozial-) Pastoral wie eine wertschätzende, gleichsam kritische Auseinandersetzung mit den praktizierten Frömmigkeitsformen oder dem, was den Menschen in der Katechese (nicht mehr) vermittelt werden kann oder soll.

Wir erleben die kirchlich Verantwortlichen auf den Philippinen wohltuend neugierig: nach außen wie nach innen. Wie leben die Menschen? Was brauchen sie? Wovon träumen sie? Worauf zielt ihre religiöse Sehnsucht? Was macht ihren Alltag aus? Wie können wir als Kirche den Herausforderungen des Lebens, wie sie sich *heute* und *hier* stellen, so begegnen, dass die Menschen das Evangelium tatsächlich als eine für ihr Leben relevante und frohe Botschaft erfahren?

Kontextualität und Empathie

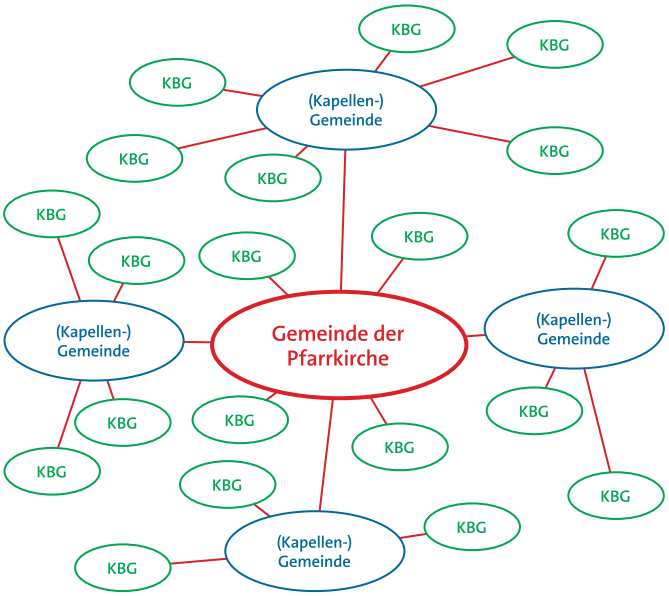
Räumliche Nähe, geteilte Lebenserfahrung, soziale Verantwortung und persönliche Ansprache ermöglichen der Kirche Kontextualität und Empathie. »Immersion« ist das englische Wort für die Haltung einer Kirche, die »eintaucht«, sich »einsenkt« in die Lebenswirklichkeiten, die unsere Zeit den Menschen heute bietet bzw. abverlangt. Im Deutschen würden wir in diesem Zusammenhang am ehesten von einer »mitlebenden« Kirche sprechen. Ermöglicht wird dies auf den Philippinen durch eine dezentrale Kirchenstruktur, die von der Kirchenleitung gewollt und gefördert wird.

Dezentrale Strukturen

Pfarreien auf den Philippinen sind ungleich größer als in Deutschland. 30.000, 50.000 oder 100.000 Katholiken gehören zu den Pfarreien, in denen wenige Priester und Ordensleute und noch weniger hauptberufliche Laien ihren Dienst tun. Ein nicht-dominierender, partizipativer Leitungsstil ist die Voraussetzung für das gelingende Zusammenspiel mit den vielen ehrenamtlichen Diensten, die in und mit den Gemeinden vor Ort für eine lebendige Glaubenskultur stehen. Leitung wird hier ausdrücklich als *Dienst* in der Nachfolge Jesu verstanden und zu verwirklichen versucht. »Serving like Jesus«, »Dienen wie Jesus« lautet der rote Faden für einen Leitungsstil, der sich als Ermöglichung und Inspiration versteht – auf allen Ebenen: Vom Bischof oder leitenden Pfarrer bis zur Jugendgruppenleiterin.

Nicht-dominierende, partizipative Leitung – oder: »Serving like Jesus«

Anteil geben, Anteil nehmen, Vertrauen schenken und empfangen, Verantwortung teilen, Inspirieren, Ermutigen, Befähigen ... – so in etwa lassen sich die Eigenschaften beschreiben, die auch den Führungs- und Leitungsstil des Bukal-Teams überzeugend kennzeichnen. In inhaltlich wie geistlich eindringlicher Weise ermöglichen uns Pater Mark, Estela, Aleli und Jojit während unserer vier langen Seminartage ein immer tieferes Verständnis der pastoralen Kultur und Struktur auf den Philippinen. Wir arbeiten nun noch einmal systematisch auf, beten und feiern uns in liturgischer Vielfalt auch tiefer hinein in das, was wir zu Beginn unserer Reise in verschiedenen Vierteln des städtischen Großraums Metro-Manila an kirchlicher Wirklichkeit erlebt haben: lebendige Pfarreien/pastorale Räume, in denen im Verbund vieler (Kapellen-)Gemeinden und Kirchlicher Basisgemeinden (KBG) in gelingender Weise die Brücke geschlagen wird zwischen Glaube und Alltag der Menschen.



Pastorale Struktur einer Großraumpfarrei auf den Philippinen, in der vernetzte Dezentralität, geteilte Leitungsverantwortung und soziale Nähe/Sendung einer Kirche im Nahbereich realisiert wird.

Im Anschluss an die Seminartage geht es im letzten Teil unserer Reise noch einmal mitten hinein ins philippinische Leben. Per Schiff reisen wir auf die Insel Mindoro ins Apostolische Vikariat Calapan, wo wir erneut nah mit den Menschen und dem kirchlichen Leben auf den Philippinen in Berührung kommen.

Kirche als Volk Gottes

Bistum, Pfarrei, Kapellengemeinde, Kirchliche Basisgemeinde: Gemeinsam oder in Kleingruppen besuchen wir die philippinische Ortskirche auf all ihren Ebenen nun in einer stark ländlich geprägten Region. Die Wege für die Menschen, besonders für die indigene Bevölkerung der Mangyan, sind in Calapan weit, Kirchorte mitunter entsprechend abgelegen. Dezentralität, geteilte Verantwortung und die vertrauensvolle Mitwirkung vieler Männer und Frauen, Jugendlicher und Kinder erweisen sich unter diesen Umständen als besonders wertvoll: Die Kirche lebt nicht nur dort, wo der Priester sein kann, sondern wo immer es den Menschen möglich ist, sich gemeinschaftlich und in *aktiver Verbundenheit* mit der Pfarrei und dem Bistum zum Gottesdienst zu versammeln – oder zum Bibel-Teilen, zum Gebet, zur Andacht, zur sozialen Aktion. Das Netz, das alle und alles zusammenhält, ist die »shared

vision«, die »geteilte Vision«, die in einem pastoralen »Kernprogramm« ausformuliert ist.

»Shared Vision« = »geteilte Vision"

Was in Deutschland in der Regel von der Bistumsleitung verfasst wird, lernen wir auf den Philippinen als geistlich gestalteten, aufwendigen Austausch- und Abstimmungsprozess kennen, in dem von den Mitgliedern der Basisgemeinden bis zum Bischof alle Ebenen des kirchlichen Lebens intensiv einbezogen werden. Die »shared vison« fasst schließlich zusammen, was *alle* gemeinsam als realistischen und geeigneten Zukunftsweg der eigenen Ortskirche erkennen.

Sonntäglicher Wortgottesdient mit Kommunionausteilung in einer Kapellengemeinde der Pfarrei San Lorenzo Ruiz im Apostolischen Vikariat Calapan auf der Insel Mindoro. Der Gottesdienstleiter stammt, wie alle anderen Versammelten, aus den Dörfern der direkten Umgebung.

Foto: Vera Krause

Die Visionsformulierungen sind bewusst kurz gehalten, damit alle sie sich leicht merken können und sie nicht an Relevanz verlieren. Die sich anschließenden Schritte zur Erreichung der ebenso prägnant benannten pastoralen Ziele werden genau aufgeführt: Wer, bis wann, was! So wird miteinander ein Weg beschritten, der sich durch Konkretion und einen hohen Identifikationsgrad auszeichnet. Beides wird als Voraussetzung für gelingende pastorale Prozesse erfahren genauso wie eine Evaluationskultur, in der ehrlich zur Sprache gebracht wird, was (noch oder überhaupt) misslingt.

Nach drei Tagen »Kirchen-Exposure« und einer kurzen Verschnaufpause ohne Programm kehren wir am insgesamt 14. Tag unserer Reise von der Insel Mindoro ins Bukal-Institut zurück. Die reflektierenden Blicke auf alles Erlebte verbinden wir mit dem Blick nach vorn: in zwei Tagen treten wir die Rückreise nach Berlin, nach Bochum, nach Petershagen, Greifswald und Zinnowitz an. – Was werden wir mitnehmen? Alles in allem intensive Eindrücke einer partizipativen Kirche, in der sich viele Dienste konkurrenzlos ergänzen zu einer beeindruckenden wie anrührenden Fülle des Glaubens und des Lebens.

Herausforderung: beständiges Einüben

Dabei war und ist es für uns wichtig zu realisieren, dass solch eine Wirklichkeit von Kirche nicht in ein, zwei oder drei Jahren zu erreichen ist, sondern in Jahren und Jahrzehnten des beständigen Einübens auf allen Ebenen. Den Leitenden kommt dabei eine besondere Rolle zu: nicht als Macher oder einsame Entscheider, sondern als verlässliche Initiatoren, geistliche Begleiter, Ermutiger und Ermöglicher. Das erkennen wir für uns als möglichen Reifungsweg.

Mut zur Entscheidung

Grundlegend für die kirchliche Entwicklung auf den Philippinen ist zudem, dass Entscheidungen getroffen und durchgehalten wurden. Was zunächst banal klingen mag, bezeichnet bei näherem Hinsehen ein entscheidendes Moment. Die kirchliche Realität, wie wir sie auf den Philippinen kennengelernt haben, hat sich nur so entwickeln können, weil Bischöfe und Presbyterien pastorale Weichen gestellt, sich konsequent in den Dienst dieser Richtungsentscheidungen gestellt und sich mit den Menschen in den Gemeinden geduldig auf den Weg gemacht haben.

Dass dabei Fehler passiert sind – und passieren –, ist mit einkalkuliert und als Bedingung für wirkliches Lernen an-

erkannt. Auch das gehört zu den pastoralen Motiven, die wir in für uns gewinnender und wohltuender Weise auf den Philippinen entdecken.

Fehlerfreundliches Lernen

Die Mentalität der Philippiner/-innen spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle. Die Freundlichkeit, die Offenheit und Gastfreundschaft der Menschen sind überwältigend. Sie machen es uns leicht, in ihre uns fremde Welt einzusteigen und alles Erlebte bereitwillig an uns heranzulassen – obwohl manches gar nicht so leicht zu verpacken ist: die Hitze, die meist sehr vielen Menschen um uns herum, der Lärm, das ungewohnte Essen ...

Doch *fern* alles uns Vertrauten und Gewohnten ist es genau dieser Rahmen, der uns hinter uns selbst mit all unseren uns je eigenen Denk-, Verhaltens- und Erfahrungsmustern zurücktreten lässt. Nur so können wir uns in der Tiefe öffnen und in der Weite unserer Weltkirche entdecken, dass unsere pastoralen Möglichkeiten weiter reichen als das, was wir als Ortskirche von Berlin bis hierher kannten. Den Erfahrungsweg, den wir auf den Philippinen gegangen sind, hätten wir nicht von einem Ort in Deutschland aus gehen können.

(Keine) Frage von Kultur oder Mentalität

So sehr uns die gewählte Entfernung und all das Neue, das uns auf den Philippinen umgibt, auf unserem Lernweg dienlich sind, so wenig dürfen wir uns dahinter verstecken.

Zunächst ist es erst einmal so, dass wir unsere Lernerfahrungen und gewonnenen Erkenntnisse nicht mit nach Hause bringen können wie Reiseandenken, die wir in Fernost in den Koffer und Zuhause aus dem Koffer packen. Weltkirchliches Lernen will nicht Kopieren, sondern Kapieren helfen!

Das ist auf der Reise auch unser erstes Anliegen: Im Kern zu verstehen, aus welchen Steinen die philippinische Ortskirche ihre Kirche baut: Farben, Formen, Materialien, Beschaffenheiten, Muster. Dafür kommt es auf *uns* an, auf unsere innere Beweglichkeit und Lernbereitschaft. Pfarrer Olaf Polossek bringt das für uns alle in einer unserer Reflexionsrunden noch im Bukal-Institut sehr gut uns Wort: »Es kommt nicht darauf an, hier Dinge zu finden, die wir eins zu eins mit nach Haus bringen. Wichtig wird sein, wer wir geworden sind, wenn wir heimkehren.«

Eine geistliche Praxis und Durchdringung des kirchlichen Alltags, gut vernetzte, dezentrale Kirchenstrukturen und nicht-dominierende Leitungsformen auf allen Ebenen, Charismenorientierung, geteilte Verantwortung und eine breite Partizipation, Kontextualität, Empathie und soziale Nähe/Verantwortung, gemeinsame Visionsarbeit, Vertrauen und Gemeinschaft, Mut, Geduld und Ausdauer auf einem gemeinsamen Weg hängen nicht an der philippinischen Kultur oder der asiatischen Mentalität. Es sind Bausteine einer Kirche, die in der Zeit, in der die Menschheit heute angekommen ist, bestehen kann: vielerorts auf der Welt. Das zeigen uns die pastoralen Aufbrüche rund um die Erde – zum Beispiel auf den Philippinen.

Dort und anderswo sind keine idealen Ortskirchen zu finden. Die Kirche hat überall auf der Welt mit zum Teil heftigen inneren und äußeren Untiefen und vielerlei Problemen und Unzulänglichkeiten zu kämpfen. Dennoch – oder gerade deswegen – können wir von dorther (nicht nur) im Erzbistum Berlin viel lernen: als Einzelne und als Gemeinschaft der Kirche. Wir müssten uns »nur« dazu entschließen. Gemeinsam.

Wie das gehen könnte? Pater Mark gibt es uns in ganz einfachen Worten mit auf den Weg: »Dream big. Start small. Go slow. Don't walk alone.« – »Träumt groß. Beginnt klein. Geht langsam. Geht nicht allein.«

VERA KRAUSE, Leiterin der Stabsstelle Weltkirche/Dialog mit den Religionen, und *DIETER TEWES*, Referent für Teamentwicklung, haben im Auftrag der Dezernate Personal und Seelsorge die pastorale Lernreise auf die Philippinen vorbereitet und geleitet. Beide kennen die Leitung und das ReferentInnen-Team des Pastoralinstitutes Bukal ng Tipan seit vielen Jahren aus der gemeinsamen Arbeit. Sie haben schon mehrfach pastorale Lerngruppen auf die Philippinen (oder andere Regionen der Welt) begleitet und werden auch die kommenden Lernreisen des Erzbistums Berlin leiten.

Wenn Sie in Ihren pastoralen Räumen, Gemeinden, Gruppen oder Arbeitsbereichen vor dem Hintergrund der pastoralen Entwicklung im Erzbistum Berlin zu den pastoralen Motiven, die in diesem Artikel skizziert wurden, intensiver arbeiten möchten, melden Sie sich bitte gern bei uns:

vera.krause@erzbistumberlin.de • Tel: 030.20214-376
dieter.tewes@erzbistumberlin.de • Tel: 030.32684-362

Foto: Vera Krause

Heiliger Boden

Wenn wir
einem anderen Volk
einer anderen Kultur
einer anderen Religion

begegnen

ist es unsere
erste Aufgabe
unsere Schuhe
auszuziehen

denn der Ort
den wir da betreten
ist heiliger Boden

sonst könnte es sein

dass wir
die Liebe
den Glauben
die Hoffnung
eines anderen
zertreten

oder, was noch
viel schlimmer wäre

vergessen

dass Gott schon
vor unserer Ankunft
dort war

von den Philippinen

Junger Wortgottesdienstleiter in einer Kapellengemeinde der Pfarrei San Lorenzo Ruiz im Apostolischen Vikariat Calapan auf der Insel Mindoro.

Alfred Herrmann

AUF DEM WEG IN DIE ENTWICKLUNGSPHASE

FÜNF PFARREIEN IN TIERGARTEN, MOABIT UND WEDDING WOLLEN DEMNÄCHST EINEN PASTORALEN RAUM BILDEN

»Wir sind fertig mit der Findungsphase und bitten darum, vorbehaltlich der Zustimmung eines neuen Bischofs, in die Entwicklungsphase eintreten zu dürfen.« Pater Michael Dillmann fasst den Brief zusammen, den im Februar die Pfarreien St. Joseph-St. Aloysius, St. Laurentius, St. Paulus, St. Petrus und St. Sebastian gemeinsam an den Entscheiderkreis des Erzbistums sandten.

Als eine der ersten gaben die fünf Berliner Pfarreien aus Moabit, Wedding und Tiergarten ihr Votum für einen Pastoralen Raum im Ordinariat ab. In den kommenden Wochen befinden sich die Pfarreien nun auf dem Weg in die Entwicklungsphase.

Rund 27.000 Katholiken, sieben Kirchen, fünf muttersprachliche Gottesdienstgemeinden, drei Kitas, eine Grundschule, drei Orden, drei soziale Einrichtungen von drei katholischen Trägern – der künftige Pastorale Raum umfasst mit Moabit, Wedding und gut der Hälfte des Tiergartens einen Großteil des Berliner Bezirks Mitte. »Den Pfarreien ist es nicht besonders schwergefallen, sich zusammenzutun«, meint Pater Michael. Der Dominikanerpater leitet St. Paulus und St. Petrus sowie das Dekanat Berlin-Mitte, dem alle fünf Pfarreien angehören. »St. Joseph-St. Aloysius, St. Sebastian und St. Petrus im Wedding kooperieren schon seit einigen Jahren enger miteinander.« Hinzu komme die Sozialstruktur, die sich in diesen Innenstadtpfarreien sehr ähnelt. Ein hoher Anteil der Bevölkerung zwischen Großem Stern und dem nördlichen Ende der Müllerstraße habe einen Migrationshintergrund und ein Großteil sei als sozialschwach einzustufen. Pater Michael sieht in der Profilierung einer jeden Gemeinde die zentrale Herausforderung für die Entwicklungsphase. Die Pfarrstandorte böten überall fast das gleiche, meint er, das es sicherlich überall zu erhalten gelte, aber: »Ich frage mich: kann das für eine zukünftige Gemeinde das einzige sein?« Jede Gemeinde habe daher nun die Aufgabe, für sich zu überlegen, was für sie personell, ideell und auch theologisch ein Schwerpunkt im Kontext des Pastoralen Raums sein kann, so Pater Michael, ganz unabhängig von den Strukturfragen nach Personal, Finanzen und Gottesdienstzeiten.

Zunächst richtig kennenlernen Mit Moabit und Wedding zusammenzufinden, sei nicht schwierig gewesen, betont Dr. Ernst Pulsfort. Seine Pfarrei St. Laurentius in Tiergarten hat sich als letztes für den neuen Pastoralen Raum ausgesprochen. Der Pfarradministrator beklagt die Orientierungslosigkeit zu Beginn der Findungsphase, zu sehr sei die Gemeinde auf sich gestellt gewesen, zu wenige Vorgaben habe es aus dem Ordinariat gegeben. »Wir grenzen an zahlreiche Pfarreien. Ein pastoraler Raum mit St. Matthias und Herz-Jesu in Charlottenburg wäre für uns ebenfalls denkbar gewesen.« Als ausschlaggebend haben sich letztlich die langjährige Zusammenarbeit der fünf Pfarreien im Dekanat und die historisch bedingten engen Beziehungen zu St. Paulus ausgewirkt, so Dr. Pulsfort. »Die Dominikaner von St. Paulus versorgten früher immer auch St. Laurentius.«

Inhaltlich unternahm jede der fünf Pfarreien in der Findungsphase eine Bestandsaufnahme der eigenen Verhältnisse. In der nun anstehenden Entwicklungsphase wollen sie sich nun zunächst einmal mit einander befassen und sich gegenseitig beschnuppern. »Erst wenn wir uns richtig kennengelernt haben, können wir intensiv zusammenarbeiten«, ist Pfarradministrator Pulsfort überzeugt. Von der Entwicklungsphase erhofft er sich, dass jede Pfarrei so viel eigenständiges Leben wie möglich erhalten kann. Er spricht sich für Zurückhaltung und einem vorsichtigen

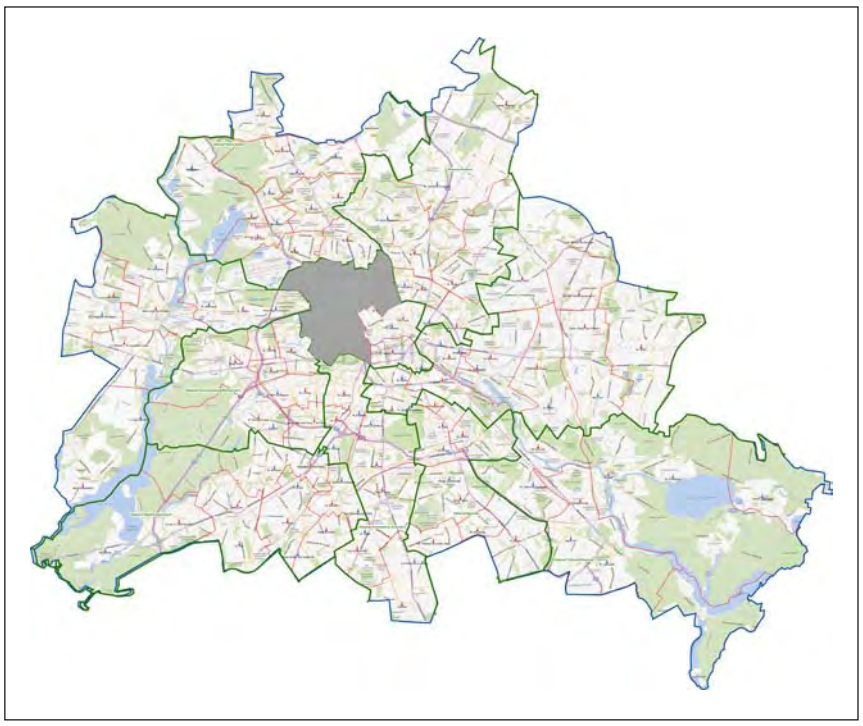
WO GLAUBEN RAUM GEWINNT

Vorgehen aus. »Wenn wir es wirklich schaffen wollen, eine gemeinsame Pfarrei zu werden, müssen wir gutwillig mit kleinen Dingen beginnen, die notwendig sind und der Zusammenarbeit bedürfen. Wir sollten nicht einfach etwas vorschnell abschaffen, was gut funktioniert.«

Die fünf Pfarreien haben ob ihrer zügigen Arbeit in der Findungsphase alle überrascht. Sie waren so schnell, dass sie noch nicht auf die im Internet unter www.woglaubenraumgewinnt.de hinterlegte Vorlage für ihr Votum zurückgreifen konnten. Erst seit kurzem steht dort das Dokument bereit, das von jeder Pfarrei am Ende der Findungsphase ausgefüllt werden soll. Neben den Namen der Pfarreien, mit denen ein Pastoraler Raum gewünscht wird, und den Unterschriften der Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden von Pfarrgemeinderat und Kirchenvorstand gilt es auf dem Bogen, weitere Angaben zu machen. So wird nach den ersten Ideen für ein Pastoralkonzept gefragt, nach geistlichen Akzenten, die der Pfarrei wichtig sind, was am Sozialraum auffällt, mit welchen Orten kirchlichen Lebens gesprochen und mit welchen weiteren Pfarreien noch verhandelt wurde.

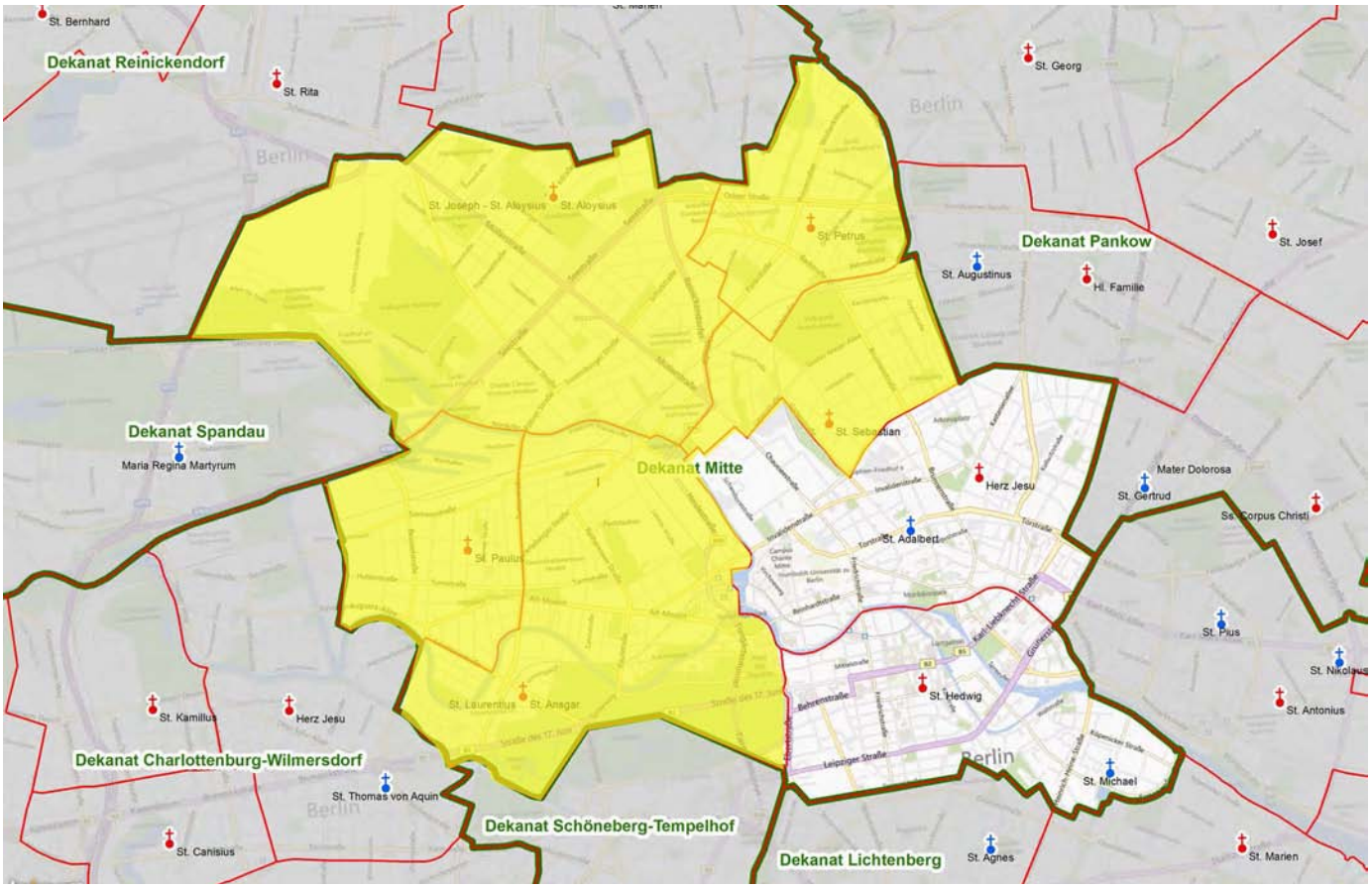
»Nach der Abgabe des Votums ist zunächst der Steuerkreis und der Entscheiderkreis am Zug«, erklärt Markus Papenfuß, stellvertretender Leiter der Stabsstelle »Wo Glauben Raum gewinnt«. Das Ordinariat trägt zuerst sämtliche statistische Fakten über den potentiellen neuen Pastoralen Raum zusammen: Anzahl der Katholiken, Fläche, Gottesdienstbesuch, personelle Besetzung, Entfernungen, die Ergebnisse der Wirtschaftlichkeitsprüfung von »Büro D:4«, ein Überblick über die Finanzlage, besondere Aspekte des Sozialraums, vorhandene pastorale Schwerpunkte, die künftigen Nachbarn. »Offene Fragen werden mit den Pfarreien abgeklärt. Dann legt der Steuerkreis Votum und Faktensammlung dem Entscheiderkreis vor«, so Papenfuß.

Der künftige Pastorale Raum (grau markiert) liegt mitten in Berlin und bietet rund 27.000 Katholiken eine kirchliche Heimat.



Der Entscheiderkreis, ein Gremium aus Erzbischof, Weihbischof und Generalvikar, entscheide schließlich endgültig, ob der Pastorale Raum in der gewünschten Form an den Start gehen kann. Danach werde bestimmt, wer Leiter des Pastoralen Raumes in den darauffolgenden drei Jahren sein wird, wer die Moderation übernimmt und wer als hauptamtlicher Verwaltungsleiter eingesetzt wird.

Eine liturgische Feier zur Gründung des Pastoralen Raums Am Anfang der Entwicklungsphase soll eine offizielle liturgische Feier stehen. Die Liturgie-Kommission des Erzbistums entwirft hierfür zurzeit einen beispielhaften Ablauf, der bis Sommer veröffentlicht werden soll. »Wir wollen den Pfarreien Überlegungen an die Hand geben. Sie sind nicht bindend, sondern sie sollen als Anregung dienen«, erklärt Uta Raabe, Mitglied der Liturgie-Kommission. Der Vorschlag gliedere sich in drei Abschnitte: einem Festakt, einer Eucharistiefeier und einem gemeinsamen Essen. »Zu Beginn steht der Festakt mit offiziellen Reden, dem Verlesen der erzbischöflichen Bestätigung des neuen Pastoralen Raumes und der gemeinsamen Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung«, wird Raabe genauer. Die Eucharistiefeier biete die Möglichkeit, im Rahmen der Gabenpro-



Das Dekanat Mitte: gelb markiert sind die Pfarreien St. Paulus, St. Petrus, St. Sebastian, St. Laurentius und St. Joseph-St. Aloysius, die einen gemeinsamen Pastoralen Raum bilden wollen.

zession zeichenhaft die neue Weggemeinschaft zu verdeutlichen. »Zum Beispiel kann für jede Pfarrei eine Kerze nach vorne getragen und an der Osterkerze entzündet werden«, meint Raabe. Das gemeinsame Essen nach der Messe verdeutliche, dass Liturgie und Leben untrennbar zusammengehören.

Die dann anstehende Entwicklungsphase erstrecke sich über drei Jahre, in denen sich ein Pastoraler Raum zu einer neuen Pfarrei entwickeln soll, erklärt Markus Papenfuß von der Stabsstelle. Das erste Jahr diene dazu, sich intensiver kennenzulernen. Im zweiten Jahr solle ein pastorales Konzept entwickelt werden. Und im Dritten gelte es Fragen der Struktur, des Personals und der Finanzen zu klären. »Gerade am Anfang ist es wichtig, sich noch intensiver kennenzulernen, sich zu fragen, wie kann ich Beziehungen aufbauen? Wie kann ich meinen Blick weiten von der Pfarrei in den Pastoralen Raum hinein?« Ausdrücklich betont Papenfuß: »Während der Entwicklungsphase bleiben die Pfarreien nach wie vor unabhängig.«

Wie sich strukturell in diesen Phasen arbeiten lässt, dazu schlägt Papenfuß einen Weg vor, der im Pastoralen Prozess des Erzbistums Hamburg beschritten wird. Dort kümmert sich zum einen ein sogenannter »Lenkungsausschuss« aus Leitendem Pfarrer, Moderator, Verwaltungsleiter und drei Ehrenamtlichen um die strukturelle Koordination des Prozesses. Zum anderen versammeln sich in einem sogenannten »Gemeinsamen Ausschuss« Vertreter aus den Gremien der Pfarreien, der Orte kirchlichen Lebens und der Verbände. Bis zu 40 Personen kann der Ausschuss groß sein, der sich den inhaltlichen, pastoralen Fragestellungen stellt. Dazu bildet er wiederum Arbeitskreise, die Detailfragen bearbeiten, wie die Jugendarbeit, die Firmpastoral, das karitative Engagement. »Jeder Pastorale Raum muss sich die Strukturen geben, mit denen er am besten arbeiten kann«, möchte Papenfuß jedoch keine verbindlichen Vorgaben für die Entwicklungsphase machen. »Vielleicht existieren ja schon gut funktionierende Strukturen aus der Findungsphase? Oder man arbeitet mit Ausschüssen, die sich aus bestehenden Pfarrgremien zusammensetzen?«

Wie sie diesen Weg in Tiergarten, Moabit und Wedding beschreiten wollen, darauf haben sich die fünf Pfarreien noch nicht festgelegt, betont Pater Michael Dillmann. Man wisse, dass für ein endgültiges »Ja« zu ihrem Votum noch ein neuer Erzbischof gebraucht werde. »Ich hoffe, dass wir nach den Sommerferien endlich anfangen können. Dann wird es Zeit, dass es losgeht.«

Anja Goritzka

CARITAS – BERATUNG IM LÄNDLICHEN RAUM

FACHTAGUNGSTEILNEHMER ZOGEN BILANZ ZUM CARIMOBIL

Pasewalk. Vor rund zwei Jahren entstand innerhalb der Caritas im Dekanat Vorpommern die Idee, mobile Beratung mit Hilfe eines Kleinbusses zu den Menschen zu bringen. Seit dem 1. Juni 2013 sind nun zwei Mitarbeiter in den Dörfern des Landkreises Vorpommern-Greifswald rund um Anklam und Pasewalk mit dem CariMobil unterwegs, um den Menschen vor Ort zu helfen.

Mit einer Fachtagung zum Thema »Mobile soziale Beratung im ländlichen Raum im Kontext des sozialen Wandels« Ende März zogen die Mitarbeiter mit anderen Akteuren vor Ort Bilanz, schauten nach weiteren Ausbauwegen des Modellprojektes und bekamen Impulsideen für die strukturschwachen Gegenden in Mecklenburg-Vorpommern. Alexander Liebisch, der die Konferenz stellvertretend für den Regionalleiter der Caritas in Vorpommern Burkhard Siperko eröffnete, betonte: »Wir leben hier nach der Kreisgebietsreform im drittgrößten Landkreis Deutschlands. Vorpommern-Greifswald ist fast so groß wie das Saarland, wobei die Bevölkerungsdichte eher zwischen Litauen und Lettland einzuordnen ist.« Dennoch leben eben auch hier Menschen und die könne man nicht alleine lassen.

Die ländlichen Räume im Dekanat Vorpommern bereiten sowohl der Politik als auch der Gesellschaft seit einigen Jahren Sorgen. Der demografische Wandel ist hier mittlerweile angekommen: Überalterung und Ausdünnung der Bevölkerung, wenige Arbeitsplätze, Verschlechterung der Infrastrukturen, Wertschöpfungsverluste in den einzelnen Wirtschaftszweigen und Verringerung der Mobilität. Probleme auf die die Caritas im Dekanat Vorpommern eine Antwort finden muss.

Eine Idee ist nun das Modellprojekt CariMobil. Der Kleintransporter war vorher als ambulanter Praxisbus bei der Berliner Kältehilfe unterwegs und wurde mit Unterstützung unter anderem des Leserhilfswerkes des Nordkuriers, der regionalen Tageszeitung, umgebaut. Zwei »Generalisten«, wie Alexander Liebisch die beiden Mitarbeiter bezeichnet, fahren über die Dörfer des Landkreises. Ute Liebegut, die sich auf den Bereich Pflege spezialisiert hat, fährt dabei an zwei Tagen die Woche rund 250 Kilometer zwischen Stettiner Haff und den Flüssen Uecker und Randow. Ihr Kollege Thomas Olsowski, Experte im Bereich Sozialgesetzbuch II (SGB II), deckt an zwei anderen Tagen das Gebiet zwischen Anklam und Loitz ab. Weil die Erstgespräche von gut 30 Minuten Länge im Bus selber meist nicht ausreichen, besuchen die beiden an den zwei je fahrfreien Tagen ihre Klienten daheim oder sind für diese bei den Behörden unterwegs. Der Mittwoch dient als Austauschtag für beide. »Wir haben gemerkt, dass ein Rück-

Foto: Walter Wetzler

Das CariMobil

halt durch die Mitarbeiter in Anklam und Pasewalk notwendig ist«, betonte Alexander Liebisch auf der Konferenz während der CariMobil-Bilanzierung. Zudem hätten die beiden immer die Möglichkeit, auf zwei Greifswalder Juristinnen zurück zu greifen.

Neben den Aspekten der praktischen Hilfe wird das Projekt CariMobil auch immer wissenschaftlich begleitet. Professor Dr. Joachim Burmeister von der Hochschule Neubrandenburg wies so die interessierten Konferenzteilnehmer in Pasewalk auf die sozialen Netzwerke im ländlichen Raum hin, die es zu entdecken und zu nutzen gelte. Deshalb sollte so ein Projekt auch immer schauen, welche Multiplikatoren es vor Ort gibt und diese gezielt ansprechen. Denn in jedem noch allzu kleinen Dorf gebe es immer noch Vereine oder Einzelbewohner, die andere kennen, ansprechen und hinweisen können, sprich: Traditionelle soziale Strukturen seien vorhanden und könnten zur Vergrößerung des Bekanntheitsgrades durchaus genutzt werden. Hierbei ist Dr. Joachim Burmeister aber auch davon überzeugt, dass bürgerschaftliches Engagement durchaus intensiv gegeben ist und sich die Bürger vor Ort und die Caritas-Mitarbeiter gegenseitig Hilfestellungen geben könnten. Dass dies der Fall ist, bestätigte auch Ute Liebegut. So halte sie immer in einem kleinen Dorf an einem Kiosk, kam am Anfang schnell mit der Verkäuferin ins Gespräch: »Seitdem tauschen wir uns immer aus, darüber, ob ein Bewohner zum Beispiel Hilfe bräuchte, oder was so anderes im Dorf los sei.« Zudem sprechen sich die Haltezeiten des CariMobils innerhalb der Dörfer gut rum. Mittlerweile kämen auch einige Klienten, denen die beiden schon helfen konnten, mit Bekannten, die Unterstützung brauchen. Dennoch sei die vermehrte Verknüpfung des CariMobils mit den engagierten Akteuren vor Ort für die zwei derzeitigen Caritas-Mitarbeiter eine Ressourcenfrage, wie Alexander Liebisch betonte: »Dann müssten die beiden am Wochenende auch zu Vereinssitzungen oder ähnlichem, was kaum zu leisten ist.«

Einen ganz anderen Aspekt, wie eine Gemeinde und eine kirchliche Einrichtung auf den sozialen Wandel im ländlichen Raum reagieren könnten, stellte der evangelische Pastor und Parlamentarische Staatssekretär a.D. im Bundesverkehrsministerium Ulrich Kasparick vor. Er sprach auf der Konferenz »Mobile soziale Beratung im ländlichen Raum im Kontext des sozialen Wandels« über die Möglichkeiten der Internet- und Social-Media-Nutzung zur Beratung von Dorfbewohnern, aber auch für die Einbeziehung dieser ins ehrenamtliche Engagement für ihre Gemeinde vor Ort.

Hierbei betonte er, dass eine Homepage alleine nicht reiche. Vielmehr sei die Kommunikation über das Internet, gerne mit Hilfe von Social-Media-Anbietern, entscheidend. Als er vor drei Jahren in der evangelischen Gemeinde Hetzdorf im Uckerland begann, einen Schwerpunkt der Gemeindearbeit in den Bereich Internetkommunikation zu setzen, waren viele Bewohner erstmal skeptisch. »Doch heute sind alle dabei! Es ist wie Josefine hinter der Gardine: Man schaut erstmal und probiert dann langsam aus«, ist der evangelische Pastor überzeugt. Dass die Nutzung von zum Beispiel Skype für Tauf- und Hochzeitsgespräche oder google+ für zum Beispiel kurze Meetings in Form der Hangouts durchaus für Hetzdorf Sinn mache, zeigt die Struktur der Gemeinde: So gehören zwölf Kirchdörfer und zehn weitere Dörfer in einer ländlich geprägten Region dazu. »Warum sollen denn immer alle fahren, wenn es diese Möglichkeiten gibt«, meinte Ulrich Kasparick. Zudem könne mit Facebook eine leichte Verknüpfung der Kirchengemeinde mit den Kommunen und anderen Akteuren vor Ort wie der Feuerwehr geschaffen werden. »Wir wissen voneinander, da wir miteinander vernetzt sind. So wird der Buschfunk auf den Dörfern gut visualisierbar«, erzählt der evangelische Pastor weiter.

Onlineberatung sei ohne Frage ein Weg, die Bewohner ländlicher Räume zu erreichen, wie die Gäste der Fachtagung feststellten. Dennoch gibt es immer noch Hürden: Zum einen gibt es gerade im vorpommerschen Gebiet in der Nähe zu Polen oft auch noch große Funklöcher, so dass ein Zugriff aufs Internet kaum möglich ist. Hinzu kommt auch die Tatsache, dass das Glasfasernetz eben noch nicht in allen Regionen Deutschlands ausgebaut ist. Zum anderen gibt es auch in Deutschland Regionen, in denen Menschen leben, die sich einen Computer mit Internetanschluss kaum leisten können, wie Janina Wübbelsmann, Projektmitarbeiterin der Caritas in der Region Fulda und Geisa, auf der CariMobil-Konferenz zu berichten wusste. Sie ist hier seit 2011 als einzige Mitarbeiterin in der mobilen, aufsuchenden Beratung tätig. Das bedeutet, dass sie an drei Standorten feste Beratungszeiten anbietet und ansonsten ihre Klienten meist zu Hause vor Ort besucht und betreut. Hinweise, welche Bürger Hilfe benötigen, erhält sie vor allem über Dritte, von den örtlichen Pflegestützpunkten und sozialen Einrichtungen. »Viele der Klienten haben existentielle Probleme. Sie leben mitunter ohne Strom oder Telefon«, erzählt sie von ihrer Arbeit. Zudem ist sie überzeugt: »Gerade diese Menschen haben Angst vorm Gerede im Dorf, kapseln sich deshalb ab.« So sei hier schnell die Grenze des sozialen Miteinanders auf dem Dorf, welches von Prof. Dr. Joachim Burmeister in seinem Vortrag betont wurde, erreicht.

Im Landkreis Vorpommern-Greifswald setzen auch andere freie Träger und kommunale Akteure mittlerweile auf mobile Beratungsangebote. So ist im ehemaligen Landkreis Uecker-Randow das Gero-Mobil der Volkssolidarität unterwegs, deren Mitarbeiterin Unterstützung speziell für Demenzerkrankte anbietet, und das Jobcenter Vorpommern-Greifswald Nord ist mit einem Bildungsbus in den Dörfern zwischen Jarmen und Loitz weiter westlich unterwegs.

Lutz Nehk

ERINNERUNGSKULTUR

Es ist nichts Neues. Alles ist schon geschehen, ist Vergangenheit. Aber es ist nicht unwichtig und nicht belanglos, dass man es getrost vergessen dürfte. Die Taten und die Schicksale der Menschen, die Orte des Geschehens, die Ursachen und Folgen sind der Erinnerung wert. Es ist wichtig, sie zu pflegen und zu »kultivieren«. Das Geschehene muss in das Licht der Gegenwart gestellt werden – als Mahnung und Lehre, als Dank und Ehrung.

Foto: Lutz Nehk

Die Krypta der Gedenkkirche Maria Regina Martyrum

So etwa könnte man den Sinn von »Erinnerungskultur« zusammenfassen. Eine offizielle Definition gibt es nicht. Die Online-Enzyklopädie »Wikipedia« ist hier hilfreich: »In Deutschland, Österreich und vielen anderen Ländern ist Erinnerungskultur im Wesentlichen ein Synonym für die Erinnerung an den Holocaust und die Opfer der Zeit des Nationalsozialismus.« Es geht also um einen sehr deutlich eingegrenzten Bereich, nämlich um die Erinnerung an die Zeit zwischen 1933 und 1945, der Vorgeschichte und der Folgen. Im Mittelpunkt stehen die Opfer, also die Menschen. Dazu gehören auch immer die Orte ihres Wirkens und die Orte der Verbrechen.

Sieht man auf die Menschen und die Orte, dann gibt es im Erzbistum Berlin schon eine sehr lebendige, engagierte und organisierte Erinnerungskultur. Dem sl. Dompropst Bernhard Lichtenberg zum Beispiel gilt große Aufmerksamkeit. Sein Leben und sein Wirken werden immer mehr erschlossen. Es gibt eine gottesdienstliche Ehrung, seine Heiligsprechung wird in den Blick genommen. Sehr engagiert wird von vielen Gemeinden, Gruppen und von einzelnen Personen die Erinnerung an die Blutzeugen der Naziherrschaft lebendig gehalten. Nicht zuletzt in der Gedenkkirche Maria Regina Martyrum, der »zentralen Gedenkkirche der deutschen Katholiken für die Blutzeugen der Glaubens- und Gewissensfreiheit 1933–1945«.

Im September 2014 wurde von Kardinal Woelki die Stelle eines »Beauftragten für Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit im Erzbistum Berlin« eingerichtet. Das ist zunächst einmal eine Anerkennung und Würdigung der Erinnerungskultur: »Die Bewahrung und der Wandel einer Gedächtniskultur im Leben der Kirche ist dem Erzbistum Berlin ein wichtiges Anliegen«, heißt es in dem Ernennungsdekret. Damit wird auch die Arbeit all derer gewürdigt, die diesen Anliegen in so vielfältiger Form dienen. Der Beauftragte muss also die Erinnerungskultur in unserem Erzbistum nicht neu erfinden. Er muss auch nicht das, was bereits gut läuft »auf seinen Schreibtisch« holen. Er soll alle Beteiligten in ihrem Wirken ermutigen und fördern.

In der Erinnerungskultur wirken viele Menschen, Gruppierungen und Einrichtungen mit. Der Beauftragte wird für sie ein Ansprechpartner sein. Das ist neu. Bisher sind Anfragen, Einladungen und Informationen auf verschiedenen Schreibtischen gelandet. Es wird für die Koordination der Arbeit gut sein, einen gemeinsamen Sammelpunkt zu haben. Diesem Anliegen soll auch eine stärkere »Vernetzung« der Beteiligten dienen. Ähnlich, wie das schon in anderen Bereichen üblich ist, wäre wenigstens ein jährliches Treffen sinnvoll.

Es wird eine seiner Aufgabe sein, eine Gesamtansicht zu erstellen. Mit der Broschüre »Gedenkorte im Erzbistum Berlin« hat der Diözesanrat der Katholiken im Erzbistum Berlin schon einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet. Als ein weiterer Schritt und als Ergänzung wird nun ein Kalender »Gedenktage im Erzbistum Berlin« vorbereitet.

Die Erinnerung an die Blutzeugen der Naziherrschaft hat immer einen ökumenischen Aspekt. In den letzten Jahren wurde der Begriff der »Ökumene der Märtyrer« immer häufiger für die gemeinsame evangelisch-katholisch-orthodoxe Erinnerungskultur verwendet und weiterentwickelt. Der Begriff geht zurück auf einen Gedanken des hl. Papst Johannes Paul II in der Enzyklika »Ut unum sint. Über den Einsatz für die Ökumene« (25. Mai 1995). Er schreibt in der Einleitung über das gemeinsame Glaubenszeugnis von katholischen und nichtkatholischen Christinnen und Christen: »Vereint in der hochherzigen Hingabe ihres Lebens für das Reich Gottes sind diese unsere Brüder und Schwestern der bedeutendste Beweis dafür, dass in der Ganzhingabe seiner selbst an die Sache des Evangeliums jedes Element der Spaltung bewältigt und überwunden werden kann.« (Nr. 1) Die Ökumenische Erinnerungskultur hat im »Ökumenischen Gedenkzentrum Plötzensee« schon einen festen Platz im Erzbistum Berlin und in der Evangelischen Landeskirche. Darüber hinaus war es eine »Fügung Gottes«, dass zeitgleich im September 2014 und ohne jede Absprache die Evangelische Landeskirche mit Pfarrerin Marion Gardei eine »Beauftragten für Erinnerungskultur« ernannt hat.

Das Aufgabenfeld »Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit im Erzbistum Berlin« ist im Aufbau und in der Entwicklung. In den Blick kommen u.a. die Themen »Erinnerungspädagogik« in Zusammenarbeit mit den katholischen Schulen, die »Entwicklung gottesdienstlicher Feiern« und die »Interreligiöse Erinnerungskultur«.

Ein Wort der heiligen Schrift, das das Anliegen begleitet, steht im ersten Brief des Apostels Paulus an die Thessalonicher: »Wir danken Gott für euch alle, sooft wir in unseren Gebeten an euch denken; unablässig erinnern wir uns vor Gott, unserem Vater, an das Werk eures Glaubens, an die Opferbereitschaft eurer Liebe und an die Standhaftigkeit eurer Hoffnung auf Jesus Christus, unseren Herrn.« (1 Thess 1, 2-3)

Die Ernennung von Pfarrer Lutz Nehk zum »Beauftragten für Erinnerungskultur und Gedenkstättenarbeit im Erzbistum Berlin« erfolgte zum 1. September 2014 durch den »Diözesanadministrator« Kardinal Woelki.

Hinweis zur Erinnerungskultur:
http://www.erzbistumberlin.de/kultur/erinnerungskultur/

Hinweis zur Gedenkkirche:
http://www.gedenkkirche-berlin.de

Foto: Lutz Tywuschik

Pfarrer Lutz Nehk

Stephanie Kaune und Matthias Rehder

DIE CHRISTI HIMMEL-WALL-FAHRT ...

... ist für mich auch ein öffentliches Glaubensbekenntnis. (Heinz, 67 J.)

»Was hältst du davon? Wir gehen in Ketzin los und laufen von Gemeindestandort zu Gemeindestandort bis nach Kyritz.« Mancher dachte in dem Moment an sein »sportliches Talent« in der Schule. Andere hielten und halten uns für verrückt. Aber wir haben es ausprobiert: Wir wollen und können mit Gott gemeinsam unterwegs sein!

Und so ging's los. In der Himmelfahrtswoche liefen wir in vier Tagesetappen 80 km von Ketzin über Nauen, Friesack und Neustadt/Dosse nach Kyritz. Wir trafen uns am Mittwoch vor Himmelfahrt in Ketzin zur Vorabendmes-

Foto: deo iuvante Friesack e.V.

Sechs Pilger beginnen

se und saßen anschließend noch gemütlich beim Grillen beisammen. Mit viel Skepsis, aber auch kleinen Anflügen von Bewunderung wurde unser Anliegen aufgenommen.

Sechs kleine Pilger zwischen 19 und 68 Jahren machten sich also am Himmelfahrtstag 2008 auf den Weg, bepackt mit allem, was man so zum Pilgern braucht. Für die meisten war das lange Laufen eine ganz neue Erfahrung. Schon bald zeigte sich das unterschiedliche Lauftempo der einzelnen Pilger und doch erreichten wir alle gemeinsam unsere Zwischenetappen. Nur: Immer mehr Gepäck blieb auf der Strecke. Unser Ziel war die sonntägliche Heilige Messe um 10 Uhr in Heilig Geist in Kyritz. Damals ahnten wir nicht, was begonnen hatte.

... ist für mich, auch schlechtes Wetter mit einem Lächeln anzunehmen. (Markus, 27 J.)

Gelaufen wird bei Regen oder Sonne, bei Wind oder Hitze. Geändert hat sich die Logistik: Inzwischen haben wir einen Boni-Bus, der unser Gepäck mitführt, so dass wir nicht alles selber tragen müssen. Dafür tragen wir seit 2011 ein Kreuz mit, dass wir aus einem Schrank der Sakristei in Nauen »befreit« und selbst mit einem Tragestab versehen haben.

Die Tagesetappen sind zwischen 14 und 33 km lang. Wir haben den Pilgerweg im Laufe der Jahre immer weiter optimiert und laufen jenseits großer Straßen durch Feld und Flur.

... ist für mich, immer wieder neue Erkenntnisse über mich selbst zu erlangen: Wie »geht's« mit meinem Glauben? Was treibt mich um? Wo stehe ich im Leben? **(René, 37 J.)**

Die Ankunft in Kyritz war und ist erst einmal und immer eine Erleichterung. Doch an diesem Punkt, an dem man sich eigentlich erst richtig warm gelaufen hat, endeten unsere ersten Pilgerwege – vorerst. 2009 starteten wir einen erneuten Versuch, dieses Mal mit fünf Pilgern. 2010 liefen wir bereits mit 8 Pilgern, diesmal immer wieder durch den Regen.

Im Jahr 2011 erreichten wir erschöpft, doch »be-geistert« mit 15 Pilgern unser Ziel. Begleitet wurden wir etappenweise von unseren damaligen Firmlingen, die so gut als möglich mithielten. Seit diesem Jahr tragen wir das Vortragekreuz mit uns. Im Wechsel kann jeder als Kreuzträger unterwegs mal das Tempo vorgeben. Das klingt zwar relativ einfach, aber der Kreuzträger und sein

Unterwegs in der Natur

Foto: deo iuvante Friesack e.V.

Begleiter müssen auch darauf achten, dass die Gruppe zusammen bleibt und nicht zu sehr auseinanderläuft.

In den sieben Jahren, die wir manche Teile des Weges mittlerweile mehrfach gegangen sind, haben wir festgestellt, dass es »letztes Jahr ganz anders« war. Schwierige Passagen vom Jahr zuvor, meistert man im folgenden Jahr viel besser oder auch umgekehrt. Es stellen sich Herausforderungen in den Weg, die man im vergangenen Jahr gar nicht als solche empfunden hat. Wir nehmen immer wieder neue Anläufe. »Mit Gott gemeinsam unterwegs« – mit dieser Gewissheit erreichen wir jedoch immer unser Ziel.

... ist für mich Teilen und Vervielfachen zugleich. **(Constanze, 48 J.)**

Aus vielen verschiedenen Perspektiven können wir nun mittlerweile von der Himmel-Wall-Fahrt erzählen. Wie eingangs bereits erwähnt, war ein wichtiges Anliegen, für das wir uns auf den Weg machten, uns einander näher zu bringen. So kehren wir ganz bewusst auch in den Pfarrhäusern ein und bitten die Gemeinde und die Gemeindemitglieder um ihre Unterstützung.

Diese Unterstützung zeigt sich auch an den wachsenden Teilnehmerzahlen. Immer mehr Menschen machen sich mit uns auf den Weg. In den letzten beiden Jahren 2013 und 2014 haben wir es tageweise bereits auf 26 Pilger geschafft. Dabei kommt es natürlich nicht auf die Menge an, sondern darauf, dass wir gemeinsam etwas tun und anderen zeigen, warum wir das tun. Und 2014 lief auch das erste Mal ein Gemeindepfarrer eine Etappe mit. Für 2015 haben sich weitere angekündigt.

Die Motive, einen solchen Weg auf sich zu nehmen, sind sehr unterschiedlich: Gemeinschaft und Neugier gehören ebenfalls dazu. Nicht zu kurz kommt der Wunsch, mit Gott, sich selbst und anderen ins Gespräch zu kommen und davon auch etwas mitzunehmen. Und größere Ziele, die in die weitere Zukunft weisen, werden durch die Himmel-Wall-Fahrt offenbar ebenfalls ausgelöst. Man kann erleben, wie Dinge, die einen zu schwächen scheinen, einen stärken können. Der Muskelkater und die Blasen sind rasch vergessen – die gute Erfahrung bleibt nachhaltig.

Neben denen, die sich vornehmen, die ganze Strecke mitzulaufen, gibt es auch immer wieder Pilger, die uns (nur) eine Etappe begleiten (können) – zumindest körperlich.

Durch neu geknüpfte Kontakte in andere Gemeinden des Dekanats ergab es sich, dass wir unsere Strecke ausbauen konnten. 2014 haben wir die Him-

Kreise ziehen

Foto: deo iuvante Friesack e.V.

mel-Wall-Fahrt bis in den Fläming verlängert, man könnte sagen »vorverlagert«. Weitere Tagesetappen kamen hinzu: Bad Belzig – Lehnin, Lehnin – Brandenburg und Brandenburg – Ketzin. In diesem Jahr wollen wir schon in Treuenbrietzen starten. Somit liegen dann rund 190 km Weg in 8 Tagesetappen vor uns. Eine Herausforderung, ja! Doch wenn wir eines in den letzten Jahren gelernt haben, dann dass nicht allein das Ankommen in Kyritz ausschlaggebend für eine gelungene Pilgerwanderung ist. Wichtig ist vor allem, dass wir mit Gott unterwegs sind und uns von IHM leiten lassen – nicht nur auf Himmel-Wall-Fahrt, sondern auch darüber hinaus.

Schließlich kommt auch die Natur nicht zu kurz. Die Pilgerschaft erlaubt einen anderen Blick auf das Unterwegssein, das im Alltag meist geprägt ist von Geschwindigkeit, Straßen und Autoverkehr. So macht man unterwegs schon mal Bekanntschaft mit Kühen oder kommt ins Gespräch mit Bauern, Radfahrern und Bewohnern kleiner Orte, von denen man zuvor noch nie etwas gehört hat. Durch den Fläming, an der Havel entlang, über Felder hinweg durchs Havelländische Luch sowie entlang des Havelländischen Hauptkanals hat man wunderschöne Aus- und Einsichten in Gottes großartige Schöpfung.

... ist für mich immer ein ganz besonderes Ereignis. Ich gehöre ja nicht der Katholischen Kirche an, aber ich habe hier so viele nette und hilfsbereite Menschen kennengelernt, mit denen ich gern zusammen bin. Die HWF strahlt für mich so viel Ruhe und Zusammenhalt aus, dass ich das eigentlich nicht missen möchte. (Doris, 64 J.)

Foto: deo iuvante Friesack e.V.

Drei kommen an

Wir wurden immer herzlich aufgenommen und wunderbar verpflegt, auch private Quartiere standen uns neben der Übernachtung mit Schlafsack und Isomatte an den meisten Standorten zur Verfügung. Die Gastfreundschaft an allen Standorten überrascht und freut uns jedes Jahr aufs Neue. Ohne diese wäre unsere Pilgerschaft um einiges schwerer – darum freut uns die wachsende Unterstützung natürlich umso mehr.

Wir nehmen auch Menschen mit, die nicht unserer Gemeinde oder der Katholischen Kirche angehören, die aber Gefallen gefunden haben am miteinander Unterwegssein. Seit 2013 beten wir gemeinsam unterwegs, seit 2014 auf jeder Etappe einen Rosenkranz – ganz bewusst auch für bestimmte Anliegen. Wir entdecken den Reichtum unseres Glaubens neu, auch mit Gebeten, die schon als »out« galten und mit denen sich auch der treue Sonntagskatholik mittlerweile schwertut: »Weil man nichts mehr gewohnt ist?« – »Übung macht den Meister!« Man kann es ja mal probieren.

Und so können wir im Gebet auch die Pilger, die einmal dabei waren, es aber körperlich nicht mehr schaffen, im Geiste mitnehmen. Ebenso wichtig ist es, dass andere im Gebet an uns denken.

Auf dem Weg ist auch noch Platz. Wer Lust hat, einen oder mehrere Tage oder gar die ganze Strecke mitzulaufen, ist herzlich willkommen! Bitte anmelden unter

http://www.deo-iuvante-havelland.de/termine/himmel-wall-fahrt-2015/

Das Thema in diesem Jahr heißt: Kreise ziehen!

Carla Böhnstedt

URLAUB FÜR DIE SEELE

TOURISMUSSEELSORGE AN DER OSTSEE GEHT IN DIESEM SOMMER IN DIE VERLÄNGERUNG

August 2014. An einem Nachmittag in Binz/Rügen. »Ehrlich gesagt hat uns der Regen reingetrieben, aber Sie dürfen uns gerne etwas über Ihre Kirche erklären«, meint ein Mann gönnerhaft und steht mit seiner sechsköpfigen Familie tropfend im Vorraum der Kirche Stella Maris.

Draußen donnert und blitzt es. In Minutenschnelle hat sich der Himmel verdunkelt. Nun regnet es die berühmten Hunde und Katzen. Und weil die Familie gerade auf dem Rückweg vom Strand an der Kirche vorbeikommt, treten sie kurz entschlossen die Flucht nach vorne an: ab ins Trockene. Auch wenn's ne Kirche ist.

Szenenwechsel.

Ein junges Ehepaar mit kleinem Kind kommt zielstrebig auf den Eingang der Kirche zu und lächelt verlegen: »Meine Freundin hat gesagt, das sei hier ne coole Kirche. Da wollten wir einfach mal gucken.« Spricht's und lässt sich wenig später alles erklären: Warum die Kirche die Form eines Wassertropfens hat. Wo der Glockenturm abgeblieben ist. Was die Altarinsel mit dem Petersplatz in Rom zu tun hat, ...

Cut.

»Das is' hier doch ne katholische Kirche, oder?« fragt eine 18-jährige zweifelnd. Sie hat im Mai Abitur gemacht und verbringt mit Eltern und Bruder eine Woche auf Rügen. »Ja, schon. Warum?« »Na, das is' ja schon ungewöhnlich in einer katholischen Kirche, dass da auch mal Leute sind, die Zeit für ein Gespräch haben. So müsste Kirche immer sein.«

Seebad Binz auf Rügen

Schnitt.

»Bonjour, Madame. Äh ... hallo ...« Das Mädchen guckt verunsichert und dreht sich hilfesuchend zu ihrer Schwester und den Eltern um. Ihr Wohnort: Paris. Der Vater Franzose, die Mutter Deutsche. Die Kinder im Grundschulalter zweisprachig erzogen. Sie sollen in diesem Sommer die Heimat der Mutter besser kennen lernen. Die beiden Mädchen hatten in ihrem Hotel den Flyer der Urlauberseelsorge mit zwei Flip Flops darauf entdeckt und wollten unbedingt wissen, was es damit auf sich hat. Sie beschäftigen sich lange mit den einzelnen Stationen der in der Kirche aufgebauten Urlaubs-Installation und gehen erst wieder, nachdem wir die Handyfotos von der Erstkommunion der Jüngeren gebührend bestaunt haben.

Stella Maris in Binz/Rügen

Die Aufzählung solcher und ähnlicher Begegnungen ließe sich noch endlos weiterführen. Sie zeigen die unterschiedlichsten Beweggründe, mit denen Urlauber im vergangenen Sommer die Kirche Stella Maris in Binz auf Rügen aufgesucht haben. Und auch wenn die Touristen nicht in Massen, sondern eher in Maßen kommen und sich sowohl zu gutes als auch zu schlechtes Wetter als eher »geschäftsschädigend« herausstellt: am Ende des knapp dreiwöchigen Pilotprojekts werden es immerhin über 300 Urlauber sein, die die Kirche aufgesucht oder an einem der tourismuspastoralen Angebote teilgenommen haben.

Grund genug, das Pilotprojekt auch in diesem Sommer wieder anzubieten – und weiterzuentwickeln: Zum einen zeitlich: denn angedacht ist, in diesem Sommer den Zeitraum von Anfang Juli bis Ende August abzudecken. Zum anderen räumlich: denn das Angebot der Tourismuspastoral soll es neben Binz/Rügen auch in Zingst/Fischland-Darß geben. Möglich wird das, weil sich ganz unterschiedliche Mitarbeiter des Erzbistums Berlin haben gewinnen lassen, jeweils eine Woche an einem der beiden Standorte zu übernehmen. Sie werden die Kirche offenhalten. Da sein. Ansprechbar sein. Kleine urlauberseelsorgliche Angebote machen. Der Renner im letzten Jahr: Zündende Geschichten am Lagerfeuer. Abends um 21 Uhr auf dem Kirchenvorplatz mit einer Teelichter-Spur, die vom Lagerfeuer direkt bis zum Bürgersteig reicht und Neugier weckt: »Mami, sind da Geister um die Ecke?« flüstert etwa ein kleiner Junge ehrfürchtig, als er die leuchtende Spur sieht und das Stimmengewirr hört. Die Familie schaut kurzerhand nach, wohin die Lichtspur führt – und hockt sich gleich zu den anderen Gästen auf die Bank. Keine Frage: Die Geschichten-Abende sind auch in diesem Jahr wieder eingeplant. Was sich auch bewährt hat: Eine Urlaubs-Installation, bestehend aus mehreren Stationen, die in der Kirche aufgebaut war und die Urlauber anhand verschiedener Impulse einlud, den einzelnen Phasen des Urlaubs ein wenig nachzuspüren: von der Vorfreude und das Ankommen über das Durchatmen und Genießen bis hin zum Abschied nehmen und Nachspüren.

Auch in diesem Jahr soll in den Kirchen wieder eine solche Installation aufgebaut werden, und zwar in Form eines »Sinnesparcours«, bei dem es darum geht, den Urlaub mit allen Sinnen zu verkosten.

Da aber die beiden Standorte Zingst und Binz sehr unterschiedlich sind, soll es auch »lokale Besonderheiten« geben: Die Kirche in Zingst liegt mitten in der Fußgängerzone mit seinen Geschäften und Cafés, Straßenkünstlern und Quirligkeiten. Also werden wir in der Kirche mit Erlaubnis des Pfarrers eine Ruhe-Oase einrichten zum Runterkommen. Durchatmen. Abschalten. Auftanken.

Ganz anders in Binz: Die Kirche liegt etwa 10 Gehminuten vom Strand und der Fußgängerzone entfernt auf einem Berg. Zentral geht anders. Also loten wir gerade die Möglichkeiten aus, kleine Aktionen in der Fußgängerzone anzubieten. Da, wo sich im Sommer alle tummeln und die Cafés und Eisdielen stürmen.

Eine weitere gute Möglichkeit der Kontaktaufnahme mit den Urlaubern bietet sich an beiden Standorten im Zusammenhang mit den Sonntagsgottesdiensten: in Binz sonntags um 11 Uhr; in Zingst ist die Kirche St. Michael im Sommer zu klein, weshalb die Gottesdienste in der evangelischen Kirche in Prerow gefeiert werden; sonntags abends um 18 Uhr. Danach müssen viele Gottesdienstbesucher schnell weiter zu den verschiedensten sonntagabendlichen Angeboten. Dennoch sollen kleine Giveaways nach den Gottesdiensten mit einem Augenzwinkern auf die Angebote der Tourismusseelsorge hinweisen.

Und nicht zuletzt sind alle mitwirkenden Kollegen eingeladen, auch eigene Ideen und Vorstellungen einzubringen und auszuprobieren, denn das Projekt steckt noch immer in den Kinderschuhen und bietet viel Entwicklungspotential und Raum zum Experimentieren.

So sollen auch in diesem Jahr alle Erfahrungen gründlich dokumentiert und evaluiert werden und vielleicht wird allmählich aus einem zaghaften Pilotprojekt eine facettenreiche Fortsetzungsgeschichte ...?!

Weitere Informationen und Rückfragen:

Carla Böhnstedt, Projektstelle Suchendenpastoral,
Tel.: 030-31 98 67 18 · mobil: 0151-40 09 24 39
carla.boehnstedt@erzbistumberlin.de

Klaudia Höfig, Internationales Pastorales Zentrum
Tel.: 030-609 75 944
klaudia.hoefig@erzbistumberlin.de

St. Michael in Zingst/Fischland-Darß

Christoph Kießig

DANKWALLFAHRT ROM

Wir saßen in einer größeren Runde zusammen und jemand fragte, ob ich denn hier geboren wäre. Ach so ..., dann hätten wir uns wohl nie kennen gelernt, wenn die Mauer nicht gefallen und Deutschland immer noch getrennt wäre. Neben dem Mauerfall als historischem Ereignis kam plötzlich die eigene Geschichte ins Gespräch: Was wäre, wenn die Mauer nicht gefallen wäre? Der eine wäre nie seiner Frau begegnet, ein anderer hätte nie studiert. Einer wäre nie in das geteilte Berlin gezogen, einer hätte nie den Mut zur Selbständigkeit gefasst. Und ich selbst könnte weitere 20 Jahre nur davon träumen, nach Rom zu fahren, als Rentner.

Zum Glück und Gott sei Dank muss ich nicht warten. Zum Glück und Gott sei Dank haben sich die Zeiten geändert, auch wenn heute – weiß Gott – nicht alles perfekt ist. Viele Menschen in unserem Erzbistum empfinden dieses Glück und die Dankbarkeit ähnlich, denn fast 1000 von ihnen werden sich im Oktober zu einer Wallfahrt nach Rom aufmachen, um – in alter christlicher Tradition – Gott zu danken. Und schon jetzt zeigt sich, dass sich damit etwas verändert: Aufbrechen, sich auf den Weg machen, das Gewohnte verlassen, sich anderen anschließen und auf Neues zugehen, ist auch unabhängig vom Ziel der Wallfahrt wertvoll. Auch wenn heute die Wege kürzer und nicht mehr so gefährlich und beschwerlich sind wie früher. Auch wenn die meisten fliegen und nicht zu Fuß nach Rom pilgern, auch wenn es bei dieser Wallfahrt Hotelbetten und Shuttle-Busse gibt.

Unsere Kirche ist so entstanden, dass Menschen zu zweit ausgesendet wurden ohne Proviant und Geld, um den Glauben weiter zu tragen. Auch nach 2000 Jahren Christentum und 25 Jahren »Deutsche Einheit« in unserem Bistum hat sich an dieser Sendung nichts geändert. Viel ist in den letzten Jahren in Bewegung gekommen. Grund zu danken, zu bitten, zu hoffen und zu beten. Dass das in Gemeinschaft viel besser geht als Allein, hat uns auch unserer Geschichte gelehrt und auch, dass ab und an noch Wunder geschehen.

Herzliche Einladung nach Rom
Christoph Kießig

HANS JOACHIM MEYER

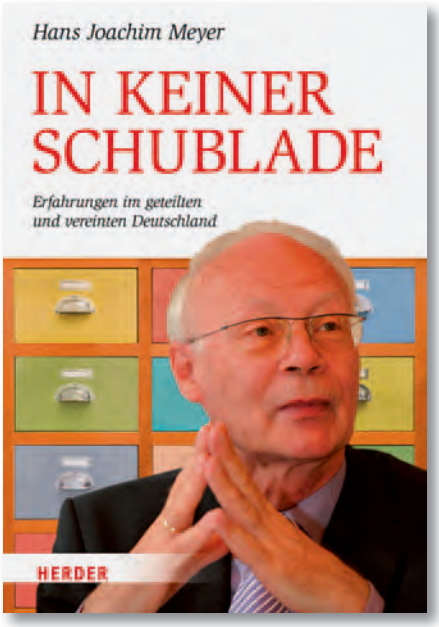
IN KEINER SCHUBLADE

ERFAHRUNGEN IM GETEILTEN UND VEREINTEN DEUTSCHLAND

Anfang 2015 hat Hans Joachim Meyer, der ehemalige Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, seine Erinnerungen veröffentlicht und in der Katholischen Akademie Berlin vorgestellt. In dem voluminösen Buch (über 700 Seiten) schildert er seine Erlebnisse als engagierter katholischer Laie in der DDR, als Mitglied des Zentralen Runden Tisches zur Zeit der Friedlichen Revolution, als Minister in der Regierung von Lothar de Maizière, als sächsischer Wissenschaftsminister unter Kurt Biedenkopf und als Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Für jüngere oder aus Westdeutschland zugezogene Katholiken bietet das Buch Einblicke in das kirchliche Leben in der DDR. Zudem ist es eine Fundgrube zur kirchlichen Zeitgeschichte, denn Meyer zitiert ausführlich aus Briefwechseln, die er zu öffentlichen Debatten und grundsätzlichen Fragen mit kirchlichen Repräsentanten geführt hat, sowie aus Manuskripten seiner Referate und Ansprachen.

Meyers Betrachtungen beginnen zur Zeit des Episkopats von Alfred Kardinal Bengsch. Der Vorsitzende der Berliner Bischofskonferenz sei durch seine Persönlichkeit der »schlechthin überragende Repräsentant der Katholischen Kirche in der DDR« gewesen. Bengsch sei »in seiner Haltung zur DDR wie ganz allgemein zu den Weltläufen« … »von einem unversuchbaren, weil völlig illusionslosen, Realitätssinn bestimmt und daher für die SED eine harte und nicht zu knackende Nuss« gewesen. Er habe »einer kleinen und unbedeutenden Minderheitenkirche« bei ihren Feinden Respekt verschafft. Allerdings habe der von Kardinal Bengsch entwickelte und von Joachim Kardinal Meißner fortgesetzte Kurs der politischen Abstinenz gegenüber der DDR dazu geführt, dass, als »das kommunistische Herrschaftssystem zu kriseln begann« die Katholische Kirche – anders als die Evangelische, wie Meyer betont – die Zeichen der Zeit zu spät erkannt habe.

Während des Umbruchs in der DDR setzte Meyer, der damals zur Gemeinde in Babelsberg gehörte, sich daher vehement für den Aufbau einer katholischen Laienbewegung ein, um deren Stimme in der sich bildenden Öffentlichkeit Gehör zu verschaffen. Sein Engagement führte zur Gründung des »Gemeinsamen Aktionsausschusses katholischer Christen in der DDR«, dessen Sprecher er wurde (Meyers Stellvertreter war Bernd Streich). Dem erst im September 1989 in Berlin in sein Amt eingeführten Bischof Georg Sterzinsky dankt Meyer für die wohlwollende Aufnahme und Unterstützung seiner Bemühungen. Schon 1990 wurde Meyer auch Mitglied des ZdK. Nach einigen Jahren als ZdK-Vizepräsident wurde er 1997 zum Präsidenten gewählt. Zwölf Jahre stand er fortan an der Spitze der deutschen Laienvertretung.



Die Aufgabe des ZdK sah und sieht Meyer, der heute in Berlin lebt und der Gemeinde St. Laurentius angehört, insbesondere darin, »in einer sich rasch verändernden Welt christliche Glaubensüberzeugungen nicht einfach wie ein Schild zur, letztlich hoffnungslosen, Abwehr vors Gesicht zu halten, sondern diese argumentierend zu vertreten und auf diese Weise den ethischen Grundkonsens dieser Gesellschaft mitzubestimmen, ohne allerdings dafür die eigene Position auf dem Konsensaltar zu opfern.« Bundestagspräsident Norbert Lammert, den der Herder-Verlag für die Buchvorstellung in der Katholischen Akademie gewinnen konnte, äußerte großen Respekt für diese Haltung und insgesamt dafür, wie Meyer die Stimmen der Laien in der Kirche akzentuiert und vertreten habe.

Bei Meyers Betrachtungen zeigt sich an vielen Beispielen, dass in seinem Denken und Handeln auch nach der Vereinigung die Prägungen durch die Erfahrungen in der Kirche unter den Bedingungen der DDR fortwirkten. Breiten Raum widmet Meyer seinem Anliegen einer wohlverstandenen Ökumene. Sowohl als Christ in der DDR als auch als Vertreter des Laienkatholizismus war für ihn Ökumene von großer Bedeutung. So erinnert er sich: »Für meine christliche Existenz in der DDR war das ökumenische Miteinander lebensprägend und lebensnotwendig.« … »Ökumene war praktiziertes Bewusstsein wechselseitiger Angewiesenheit und Unterstützung.« Diaspora sei im Staatssozialismus aus »einem konfessionell trennenden Begriff« … »ein die Christen vereinender Begriff geworden«. *Sebastian Prinz*

Meyer, Hans Joachim
In keiner Schublade.
Erfahrungen im geteilten
und vereinten Deutschland
Verlag Herder,1. Aufl. 2015, 776 Seiten
ISBN 978-3-451-32968-5

Barbara John (Hrsg.)
Unsere Wunden kann die Zeit nicht heilen Was der NSU-Terror für die Opfer und die Angehörigen bedeutet
Herder Verlag
176 Seiten, 12,99 €
ISBN 978-3-451-06727-3

WALLFAHRTEN UND DEKANATSTAGE

www.erzbistumberlin.de

Pfingstmontag, 25. Mai 2015
Dekanatstag Brandenburg und Potsdam-Luckenwalde
im Paulikloster
(Brandenburg/Havel)

Pfingstmontag, 25. Mai 2015
Marienwallfahrt
Insel Rügen

Do., 28. Mai – Mo., 01. Juni 2015
Malteserwallfahrt
nach Lourdes

Sonntag, 31. Mai 2015
Dekanatstag Eberswalde
Kloster Chorin

Sonntag, 14. Juni 2015
Familienwallfahrt
nach Alt-Buchhorst

Mittwoch, 24. Juni 2015
Seniorenwallfahrt
nach Alt-Buchhorst

Fr., 26. bis So., 28. Juni 2015
Bistumsjugendtag
Zinnowitz

Sonntag, 12. Juli 2015
Dekanatstag Wittenberge
im Kloster Heiligengrabe

Sonntag, 16. August 2015
Wallfahrt Maria Meeresstern
Werder

Samstag, 12. September 2015
Berliner Fest der Kirchen
auf dem Alexanderplatz

Sonntag, 13. September 2015
Dekanatstag Oranienburg
in St. Johannesberg

Samstag, 19. September 2015
Dekanatstag Vorpommern
in Greifswald

Di., 20. bis Sa., 24. Oktober 2015
Romwallfahrt des Erzbistums Berlin
Anmeldeschluss 30.Juni

Familienwallfahrt

ERZBISTUM BERLIN

So, 14. Juni, Alt-Buchhorst

Familienwochenende
Fr. 12. Juni - So. 14. Juni
zur Vorbereitung und Begleitung der Familien-Wallfahrt
Anmeldung siehe unten.

& PATCHWORK

ab 9:00 Uhr
Wallfahrtswege

11:15 Uhr
Familiengottesdienst mit
Prälat Stefan Dybowski

12:30 Uhr
Picknick im Grünen
Selbstverpflegung

13:00 Uhr
Spiel, Spaß, Stände und Aktionen

13:30 Uhr
„miteinander"
Lieder für Kleine und Große

14:30 Uhr
Konzert PATCHWORK

15:30 Uhr
Abschluss und Segen

Bus-Shuttle
zum S-Bahnhof Erkner

Erzbischöfliches Ordinariat
Dezernat II Seelsorge
030/32684 186
christoph.kiessig@erzbistumberlin.de
www.erzbistumberlin.de

Seniorenwallfahrt

ERZBISTUM BERLIN

Mi, 24. Juni, Alt-Buchhorst

ab 9:00	Bus-Shuttle vom S-Bahnhof Erkner
10:15	Wallfahrtsweg mit Statio durch den Wald
11:15	Eucharistiefeier mit Weihbischof Heinrich
12:30	Mittagessen
13:30	Wallfahrtsstunde
14:30	Kaffeetrinken
15:00	Abschlussandacht mit Weihbischof em. Weider anschl. Bus-Shuttle zurück nach Erkner

Kosten: 10,- Euro
Kollekte für die Caritas Flüchtlingsarbeit

Dampferwallfahrt

Plätze begrenzt

9:00 Uhr Abfahrt des Dampfers in Erkner. Singen und Beten mit Prälat Dybowski
10:00 Uhr Landung an der Anlegestelle Grünheide. 15 min Weg zum Denkmal Fangschleuse
anschließend Wallfahrtsweg mit der Schutzmantelmadonna nach Alt-Buchhorst
Kosten 5,- Euro, Anmeldung bis 31.5. bei christoph.kiessig@erzbistumberlin.de, 030/32684 186

Erzbischöfliches Ordinariat
Dezernat II Seelsorge
030/32684 186
christoph.kiessig@erzbistumberlin.de
www.erzbistumberlin.de